






GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Im Bann des Verfluchten

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160




# Im Bann des Verfluchten

## John Sinclair Nr. 696

## Teil 1/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 05.11.1991***

***Titelbild von Luis Martínez Roca***

Sinclair Crew

# Im Bann des Verfluchten

Dieser Morgen begann mit einem Schock für mich!

Ich fand den Brief auf meinem Schreibtisch, öffnete ihn und las den Text halblaut vor.

»Wenn Sie das Grauen noch verhindern wollen, kommen Sie so rasch wie möglich nach La Rostelle in der Provence. Verhindern Sie, dass es weitere Leichen gibt…«

Unterschrieben war der kurze Brief mit Bernd Assow.

Am meisten störte und irritierte mich der dicke Blutfleck direkt unter dem Namen!

Die Nacht war weich wie Samt und Seide, aber Bernd Assow wusste genau, dass dies nicht lange anhielt. Schon am nächsten Tag würde der Mistral mit gewaltiger Kraft über das Land fegen und auch in jeden noch so kleinen Ort eindringen, in jedes Loch, in jede Spalte, in jedes Versteck.

Jetzt aber war es ruhig.

Die Tageswende lag zurück. In La Rostelle rührte sich nichts. Tiefe Schatten hüllten das Dorf ein, hinzu kamen die Berge, die wie düstere Wächter über den Hügeln standen.

Der Himmel zeigte eine ungewöhnliche Bewölkung. Da sahen die Wolken aus wie lange, schwarze Zungen, die über einen etwas helleren Hintergrund hinwegleckten und an den Rändern blasse Streifen zeigten, wenn sie vom Licht des Mondes berührt wurden.

Es war Frühling, auch wenn hoch in den Bergen noch Schnee lag. Aber hier hatte der Mai die kalte Jahreszeit vertrieben, die Erde schien sich geöffnet zu haben, um die lang ersehnte Pracht der Blüten hervorzubringen, deren Duft auch in der Nacht die Luft erfüllte.

Bernd Assow liebte diesen Duft, er liebte das unvergleichliche Licht in der Provence, das zahlreiche Maler an diesen Ort gezogen hatte und noch immer zog.

Davon war nichts mehr zurückgeblieben, denn in dieser Nacht quälten ihn andere Sorgen.

Eigentlich hatte sein Auftrag ganz anders gelautet, aber dann war er einem schrecklichen Geheimnis auf die Spur gekommen. Ob die Dorfbewohner davon wussten, war ihm unbekannt. Wenn ja, dann hatten sie es verstanden, dieses Geheimnis vor ihm zu verbergen.

Aber er wollte es lüften, er musste es lüften, das war er sich und seinem Job schuldig.

Einmal Polizist, immer Polizist, da konnte man nicht die Augen schließen, auch wenn, man sich in einem fremden Land aufhielt und einen ganz anderen Auftrag zu erfüllen hatte.

Deshalb hatte er genau beobachtet und nur wenige Fragen gestellt, weil es sich einfach nicht lohnte.

Die Einheimischen hätten ihm die Antworten verweigert.

Sein kleines Ferienhaus lag sowieso etwas außerhalb des Ortes. Man hatte die Neubauten bewusst dorthin gesetzt, damit die Fremden einen nicht zu engen Kontakt mit den Einheimischen bekamen.

Er aber war in der Nacht in den Ortskern geschlichen und hatte sich einen bestimmten Punkt ausgesucht, der sich für ein Beobachten hervorragend eignete.

Oben im Kirchturm!

Er hockte dicht hinter einer der offenen Luken und konnte La Rostelle wunderbar überblicken. Ihn hinderte keine Scheibe, denn der Klang der alten Glocke sollte durch nichts gedämpft werden, wenn er

zu den vollen Stunden und an Feiertagen den Ort überflutete.
Glockentürme hatten ihre Vorteile. Es gab noch die alten Treppen, die ungefähr so angelegt worden waren wie die Feuerleitern an den Rückseiten der alten New Yorker Häuser.
Zum Glück war Assow gegen Staub nicht allergisch, sonst hätte er sich noch die halbe Lunge aus dem Körper geniest. Und er hatte auch keine Angst vor Tauben, die sich den alten Kirchturm aus Bruchstein als Nistplatz ausgesucht hatten.
Mensch und Tier hatten sich aneinander gewöhnt und einen Kompromiss geschlossen. Die Tauben nahmen andere Fenster und überließen ihm den Ausguck.
Nach seinem ersten Verdacht war Assow bis hinunter nach Cannes gefahren und hatte sich dort ein gutes Nachtglas mit Restlichtverstärker besorgt, um sein Ziel auch in der Dunkelheit unter optischer Kontrolle halten zu können.
Es lag zwar relativ weit vom Kirchturm entfernt, aber der Blickwinkel war äußerst günstig, und darauf kam es ihm an.
In Verdacht hatte er einen bestimmten Mann. Eine Person, die sich kaum blicken ließ, die aber unbedingt etwas mit dem Verschwinden der Mädchen zu tun haben musste.
Sie waren zwar nicht gefunden worden, doch für Bernd Assow gab es keine Zweifel, dass man sie kurzerhand umgebracht hatte. Grausam, teuflisch, rücksichtslos…
Der Schweiß brach ihm aus, als er daran dachte. Auf seiner Stirn schwoll eine Zornesader an. Er hasste die Ungerechtigkeit, er hasste das Verbrechen, und er hasste die Verbrecher.
Es war seine Pflicht, den Mörder zu fangen und hinter Gitter zu bringen, und er wollte diesen Job bis zum bitteren Ende ausführen, sodass man ihm nichts nachsagen konnte.
Nur kurz dachte er an seinen eigentlichen Auftrag, der ihn nach La Rostelle geführt hatte. Bernd Assow war Beamter des BKA, und sein Chef hatte ihm diesen »Urlaub« verordnet, weil sich nach La Rostelle eine Frau zurückgezogen hatte, die in Verdacht stand, ein dicker Fisch im internationalen Rauschgifthandel zu sein.
Der Name der Frau war Colette Mercier. Assow hatte sie ein paar Tage lang beobachtet, und ein paar Mal hatte er sie wie zufällig im Bistro im Dorf getroffen und sie auch angesprochen.
Die Mercier war eine gefährliche Frau, das war Bernd Assow sofort klar geworden. Sie hatte versucht, mit ihm zu spielen, und er hatte sich entschlossen, sich zurückzuhalten, um sie nicht misstrauisch zu machen.
Dann hatte ihn der Fall der verschwundenen Mädchen immer mehr in seinen Bann gezogen, und nun saß er hier und wollte das Haus des geheimnisvollen Malers beobachten, den er verdächtigte, mit dem

Verschwinden der drei Mädchen zu tun zu haben…

Bernd schwitzte. Mit dem Handrücken wischte er über seine hohe Stirn. Seine Augenbrauen hatten die gleiche Farbe wie sein Haar, sie waren ebenso hellblond, beinahe schon weiß.

Er hatte das Haar sehr kurz geschnitten, es passte einfach besser zu seinem sportlichen Typ. Bernd hob nun sein Glas und schaute hindurch.

Die Sehschärfe hatte er einmal eingestellt und brauchte sie auch nicht weiter zu korrigieren.

Langsam und sehr geduldig ließ er das Glas nach links wandern. Sein Kopf machte die Bewegung dabei mit. Vor den beiden kreisrunden Ausschnitten glitt die Dorflandschaft vorbei.

Er sah die Häuser, er schaute über die Dächer hinweg, sah die Schornsteine und Kamine wie starre Finger, aus deren Löchern kein Rauch mehr strömte. Um diese Zeit heizten nur die wenigsten Menschen ihre Kamine an.

Sein Ziel lag günstig, weil es höher stand als die meisten der anderen Bauten.

Es schmiegte sich an einen Steilhang, gehörte eigentlich noch zum Dorf, auch wenn es schon etwas außerhalb lag und man es nur durch eine schmale Gasse erreichen konnte.

Das Haus bestand aus zwei Etagen. Die Untere war normal gebaut, möglicherweise sogar zu niedrig, denn die Fenster waren kaum größer als Luken. Aber der Teil darüber, die zweite Etage, war für dieses Dorf schon ein architektonisches Meisterwerk.

Es war eine Front aus Glas, die den Betrachter immer wieder anzog. Von der Ferne aus wirkte sie, als wäre sie in den Fels hineingebaut worden, nur wer näher herankam, der erkannte, dass es zwischen der Außenfront und dem Fels doch einen Abstand gab, der auch sein musste, weil die breiten Scheiben durch runde Eisenträger mit dem grauen Fels verbunden waren.

Und dort wohnte er.

Er hieß Rafugil, war Künstler, vor allen Dingen Maler, und lebte hier in La Rostelle wie der Mann im Mond. Nur sehr selten erschien er im Ort. Wenn, dann nur, um rasch wieder wegzuhuschen, eingehüllt in einen dunklen Mantel, mit einem großen, breitkrempigen Hut, der einen Großteil seines Gesichts verdeckte.

Immer näher kam Bernd Assow der großen Außenfront. Hinter dem Glas schimmerte Licht. Das konnte er nur deshalb erkennen, weil er sich diesen Teil des Hauses mit Hilfe des Feldstechers so nahe heranholte. Es war ein gelblichrotes, nicht sehr strahlendes, mehr geheimnisvolles Licht, keines, dessen Helligkeit es einem Menschen ermöglichte, einer Arbeit nachzugehen.

Ein Alibi-Licht…

Assow schaute trotzdem hin. Vielleicht hatte er Glück. Vielleicht sah er den Maler diesmal, den er in Verdacht hatte, für das Verschwinden der jungen Frauen und Mädchen verantwortlich zu sein.

Wenn man darüber mit den Bewohnern von La Rostelle sprach, erntete man nur ein Schulterzucken.

Damit gab er sich nicht zufrieden. Diesen Rafugil umgab ein Geheimnis, und seiner Ansicht nach war es ein schreckliches. So furchtbar, dass sich der Verstand weigerte, darüber nachzudenken.

An manchen Stellen schimmerte die Scheibe wie dunkles Metall. Dennoch konnte sie Bernd Assow den Blick ins Innere nicht völlig verbergen. Er entdeckte zumindest Umrisse.

Als Maler benötigte man eine Staffelei, wenigstens wenn man nach alter Väter Sitte vorgehen wollte.

Dazu zählte auch Rafugil, er hatte gleich zwei große Staffeleien in sein Atelier gestellt, die in einem bestimmten Winkel zueinander standen und gegen die stets das Licht fiel, das für einen Künstler so wichtig war.

Nichts bewegte sich hinter der Scheibe.

Oder doch?

Bernd war für einen Moment irritiert. Schlagartig stieg sein Adrenalinspiegel, das Herz klopfte etwas schneller, denn er hatte nahe der Lichtquelle innerhalb des Ateliers eine Bewegung erkannt.

Sie stammte weder von einem Tier oder einem Gegenstand wie einer Tür, die sich bewegte.

Da ging jemand umher.

Ein Mensch…

Eine Frau!

Zischend stieß Bernd die Luft aus. Damit hätte er eigentlich rechnen müssen, denn der Maler lebte zwar mit keiner Frau zusammen, aber er beschäftigte eine Person, die für ihn Besorgungen machte und das Haus in Ordnung hielt.

Auch fragte sich Assow, welcher Kundenstamm die Bilder des Malers kaufte. Er selbst hatte nie erlebt, dass irgendein Kunde zu ihm gekommen wäre. Rafugil blieb allein.

Bis auf die Frau!

Sie war da, und sie änderte ihre Gehrichtung, drehte sich um 180 Grad und bewegte sich auf das breite Fenster zu. So wie sie ging, schien sie zu schweben und den Boden kaum zu berühren.

Eine wirklich ungewöhnliche Erscheinung, die jetzt in der Optik des Fernglases erschien.

Klein, gedrungen, beileibe keine Schönheit, aber darauf kam es auch nicht an. Sie war schon älter, das graue Haar hatte sie durch einen Mittelscheitel geteilt, und das runde Gesicht darunter glänzte wie mit Öl eingerieben.

Es befand sich so dicht an der Scheibe, dass es aussah, als wären seine Umrisse zu einer knetgummiartigen Masse zerdrückt worden, wobei der Mund einen klaffenden Spalt bildete und ein Grinsen zeigte, das Bernd Assow wissend vorkam. Ja, als wüsste die Frau sehr genau, dass sie beobachtet wurde.

Bernd hatte diesen Maler verfolgt, doch auf einmal wurde er das Gefühl nicht los, dass sich die Situation umgekehrt hatte und er zum Gejagten geworden war. Die Person jedenfalls hinter dem Fenster ließ darauf schließen. Sie hob jetzt die Arme an, spreizte die Finger und ließ sie langsam an der Glasfläche nach unten wandern.

»Die weiß was!«, flüsterte Assow. »Verdammt noch mal, die weiß was. Die produziert sich doch nicht so zum Spaß. Da muss mehr dahinter stecken. Die haben beide etwas gemerkt - sie und er. Die halten mich zum Narren!«

Er war außer sich, aber er hatte reden müssen, um seine eigenen Nerven zu beruhigen. Tief in seinem Hinterkopf war ein Verdacht hochgestiegen, den er noch nicht näher definieren konnte.

Irgendetwas war da schon…

Assow schrak zusammen, als er die scharfen Geräusche hinter sich hörte. Es waren Tauben, die heftig mit den Flügeln schlugen, in die Höhe flatterten, ein kurzes Stück durch den Turm wischten und sich dann hinsetzten und zu ihm äugten. Es schien so, als wollten sie warten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Aber warum waren die Tauben überhaupt in die Höhe geflattert? Das war nicht grundlos geschehen.

Eine Warnung?

Sollte ihr Benehmen eine Warnung für ihn gewesen sein? Wenn ja, vor wem?

Vor einer Person, vor einem Menschen, vor jemandem, der ihm, dem Suchenden, auf die Spur gekommen war?

Rafugil, der Maler!

Verdammt, er hatte etwas bemerkt. Klar, er musste etwas bemerkt haben, wie auch die Frau in seinem Haus. Bernd hatte den Mann nicht gesehen. Er konnte sich durchaus in seinem Haus aufhalten, brauchte es aber nicht.

Jetzt hätte er sich eine Waffe gewünscht, die aber lag zu Hause. Er hatte sie für seinen Auftrag nicht benötigt, denn er hatte von seinen Vorgesetzten den strikten Auftrag erhalten, die Verdächtigen nur zu beobachten und um keinen Preis die französische Polizei auf sich aufmerksam zu machen.

Ein Geräusch schreckte ihn aus seinen Gedanken.

Er wusste nicht, woher es gekommen war. Der Turm leitete zwar den Schall, aber es war nur schwer feststellbar, wo es verursacht worden war.

Das Geräusch konnte über oder auch unter ihm entstanden sein. Auf jeden Fall hatte er es deutlich gehört.

War er noch allein?

Assow atmete scharf aus. Er hatte seine kleine Taschenlampe mitgenommen, traute sich aber nicht, sie einzuschalten, der Lichtschein hätte ihn unweigerlich verraten.

Also bewegte er sich auch weiterhin im Dunkeln und versuchte, sich das schmale Turmzimmer noch einmal in Erinnerung zu rufen, denn beim Hinaufklettern hatte er die Lampe benutzt.

Der Begriff Zimmer war übertrieben. Er befand sich auf einer Art Plattform zwischen den vier Wänden. In der Mitte befand sich ein viereckiges Loch, eine Luke, durch die Glockenseile führten.

Über ihm hing die Glocke.

Sie war nicht außergewöhnlich groß, aber auch kleinere Glocken hatten ein ungeheures Gewicht.

Wenn er unter ihr begraben wurde, konnte man ihn später vom Boden abkratzen.

Er richtete sich auf.

Seine Kleidung raschelte dabei, was ihm nicht gefiel, denn er hatte den Eindruck, als wäre dieses Geräusch meilenweit zu hören. Die Luft war trocken, stickig und warm. Auf seinem Gesicht klebte der Schweiß. Als er sich auf die schmale Stiege zu bewegte, da meldeten sich die Bohlen unter seinen Füßen. Sie knarrten leise, und dieses Geräusch ärgerte den Deutschen.

An der Stiege blieb er stehen.

Zu sehen war kaum etwas. Die ersten drei Stufen schimmerten nur sehr schwach im Dunkel, danach verschwanden die anderen in der tiefen, staubigen Finsternis, die sich wie ein Tuch ausgebreitet hatte.

Er atmete durch die Nase. Plötzlich hatte er Kopfschmerzen, das Blut rauschte in seinen Ohren, er hatte eine Vision, die für ihn schrecklich war.

Assow konnte sich gut vorstellen, dass er längst in einer Falle saß und derjenige, der sie gestellt hatte, nur darauf wartete, endlich zuschlagen zu können.

Im Mund spürte er den bitteren Geschmack einer widerlichen Säure, die vom Magen hochgestiegen war. Assow wusste nicht, wie er reagieren sollte, ob er nicht alles falsch gemacht hatte, aber eines traute er sich nicht: jetzt in die Tiefe zu steigen und im Dunkeln die Treppe zu nehmen.

Man würde auf ihn lauern, man würde…

Wieder schreckte er zusammen, als auf der Treppe das Schlagen der Flügel erklang. Einen Moment später war die Taube da, huschte an ihm vorbei und verschwand durch das lukenartige Fenster im Dunkel der warmen Vorsommernacht.

»Mein Gott, du machst dich noch selbst verrückt!«, flüsterte er. »Das sind nur Tauben, harmlose Tiere. Kein Killer lauert dir auf, niemand will dir an den Kragen…«

Er zog sich zurück. Wieder nur mit sehr langsamen und steifen Schritten ging er auf das Fenster zu.

An seiner Brust spürte er den Druck des Fernglases. Er würde es noch einmal benutzen, um in das Atelier des Mannes zu schauen. Möglicherweise war Rafugil wieder zurückgekehrt und hatte den Platz der Frau an der Scheibe eingenommen.

Die Schatten im Turm machten ihm Angst. Er hatte das Gefühl, als würde sich die Dunkelheit bewegen, sich immer wieder neu formieren in dieser ansonsten starren Welt.

Bernd Assow erreichte die Turmöffnung und blieb vor dem Ausguck stehen.

Auch mit bloßem Auge konnte er das Haus des Malers sehen, und dort hatte sich etwas verändert.

Es brannte kein Licht mehr…

Düsternis lag über dem Haus.

Das war für diese nächtliche Zeit nichts Ungewöhnliches, doch Bernd dachte da anders. Er nahm es als ein schlimmes Omen. Das Licht war erloschen, so wie ein Leben erlosch, und er wollte auf keinen Fall, dass dies sein eigenes war.

Es brachte kaum etwas, wenn er durch das Glas schaute. Viel mehr würde er nicht herausfinden, denn die Quelle, die das Restlicht verstärkte, war nicht vorhanden.

Was also tun?

Zum Haus hingehen? So etwas wie einen Einbruch versuchen? Er wusste, dass der Bau einen Keller hatte, und konnte sich auch vorstellen, dass er sich als Versteck für die verschwundenen Mädchen eignete.

Niemand hatte über sie gesprochen, niemand wollte über sie sprechen, niemand…

Seine Gedanken stoppten mitten im Fluss. Er hatte etwas gehört, ein Geräusch, sehr leise nur, aber…

Assow flirrte herum.

Da stand er.

Und Bernd Assow wusste sofort, dass er gekommen war, um ihn zu töten…

***

Der Maler Rafugil hatte es tatsächlich geschafft, die steile Stiege lautlos hinter sich zu bringen. Als wäre er ein Mensch, der sich in die Luft erheben und schweben konnte.

Jetzt stand er im Turmzimmer.

Es war einfach zu dunkel, als dass Assow hätte Einzelheiten erkennen können. Zwar sah er ein Gesicht, ansonsten war der Maler in einen schwarzen Umhang gehüllt, der bis zu den Kniekehlen reichte und seine Gestalt wie ein verlängertes Cape umgab.

Er stand dort wie ein Rächer, sprach nicht, und auch Assow brachte kein Wort hervor. Diese Begegnung war zu plötzlich erfolgt, er hatte sich zudem vorher nicht zurechtgelegt, was er dem anderen sagen sollte und merkte sehr deutlich, wie die Furcht in ihm hochstieg. Sie war ein kalter Druck, der ihn malträtierte, der sein Herz umklammerte wie ein Schraubstock. Plötzlich bereute er alles, seine verfluchte Neugierde, seine Suche nach den Mädchen, seinen Verdacht…

Gab es noch eine Möglichkeit zur Flucht?

Er wollte nicht mit dem Maler reden. Er musste nur versuchen, diesen verdammten Turm zu verlassen. Alles andere würde sich ergeben. Nur blieben ihm nicht viel Möglichkeiten. Wenn er ehrlich war, eigentlich nur eine Einzige.

Die Treppe hinab, nicht aus dem Fenster, da würde er in die Tiefe stürzen wie ein Stein.

Der Maler stand neben der Luke. Er hatte eine Hand auf das Geländer gelegt. Es umgab die Öffnung, und das dunkle Metall schimmerte wie alte Schläuche.

An dem anderen vorbeihuschen, schnell sein, dann auf die Treppe zu und weg.

Das war es!

Und Bernd überlegte nicht mehr lange, er startete, kam auch gut weg, ohne dass er auf den Bohlen ausrutschte, schaffte die Hälfte, sah die Luke schon vor sich, erst dann bewegte sich der Maler, und er brauchte nur sein Bein vorzustellen.

Wäre es hell gewesen, hätte Bernd Assow die Falle vielleicht rechtzeitig genug entdeckt, so aber stolperte er über das Hindernis, bekam noch einen zusätzlichen Schwung und fiel.

Hart prallte er auf.

Er stieß sich sein Kinn, Sterne zuckten vor seinen Augen auf, aber er wollte sich nicht kampflos ergeben.

Auf der Stelle rollte er sich herum.

Der Tritt erwischte ihn wie ein brutaler Hammerhieb. Er hatte das Gefühl, als würde sein Kopf in tausend Fetzen auseinander fliegen. Schmerzwellen rasten durch seinen Schädel, sie verwandelten sich in Flammen, die bis in jeden Winkel seines Körpers hineinreichten.

Er merkte nicht einmal, dass er sich um sich selbst drehte und dicht vor der Luke liegen blieb.

Die Umwelt war für ihn verschwommen. Eine dunkle, schwammige Masse hatte sie aufgesaugt und dafür gesorgt, dass er fast nichts mehr von ihr mitbekam. Er war völlig groggy, selbst einen Gedanken

schaffte er nicht mehr. Aber er hörte etwas.

Jeder Schritt, den der Maler auf ihn zumachte, klang wie ein brüllendes Echo in seinen Ohren wider, als wäre ein Monster dabei, dumpfe Schreie auszustoßen.

Dann hatte ihn das Monster erreicht.

Es bückte sich.

Kräftige Hände packten zu, wühlten sich in seine Kleidung und zerrten ihn zur Seite.

Assow öffnete die Augen. Über ihm tanzte das bleiche Gesicht wie eine Laterne, die einen Mond darstellen sollte. Er sah Augen, er sah eine Nase, einen Mund, und er sah Zähne.

Zähne?

Nein, das waren schon Hauer, die aus dem Oberkiefer stachen. Lang und vorn angespitzt.

Mein Gott, das war…

Er schaffte es nicht, den Gedanken zu beenden, denn der Maler riss ihn mit einer heftigen Bewegung in die Höhe, sodass der Schmerz abermals in Bernds Schädel explodierte.

Für ihn wurde die Welt zu einem Kreisel. Er war in eine Zentrifuge hineingeraten, alles drehte sich, Kräfte zerrten an ihm, die ihn wegreißen wollten, um ihn dann hineinzuschleudern in eine Unendlichkeit, aus der es kein Zurück mehr gab.

Er schlug um sich, er versuchte, seinen tödlichen Feind von dem schrecklichen Vorsatz abzuhalten, was ihm aber nicht gelang, denn die Kräfte seines Feindes waren unermesslich.

Er stemmte den Deutschen hoch.

Da schrie Bernd Assow.

Niemand hörte ihn, die steinernen Turmwände schluckten seinen Schrei, durch die Luke drang kaum etwas.

Er schrie, und er schwebte über der Luke, dicht neben dem Glockenseil, Platz war genug vorhanden.

Platz, um seinen Körper hindurchzulassen.

Bernd schrie, als der Maler ihn losließ. Er hatte ihn nicht gebissen, obwohl sein Blut lockte, er hatte es sich verkniffen, es gab andere Beute.

Bernd Assow fiel.

Sein Schrei zitterte als schauriges Echo durch den Glockenturm und wurde von einem dumpfen Geräusch erstickt, das entstand, als der Körper in der Tiefe aufschlug.

Dann war es still.

Und Rafugil war zufrieden…

***

In einer Tasse dampfte Kaffee, gekocht von Glenda Perkins, in einer

anderen gab Tee seinen intensiven Geruch ab, und in einem dritten Gefäß befand sich ein stilles Wasser, also eines, das keine Kohlensäure hatte.

Stammleser wissen längst, wer hier zusammensaß.

Vor dem Wasserglas Sir James Powell, vor der Teetasse Inspektor Suko und der Kaffee blieb für mich.

Und zwischen uns, auf der Platte des Schreibtisches, den ich von Akten gesäubert hatte, lag die Nachricht.

Sir James, Suko und auch ich hatten lange überlegt, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein.

Uns war nur klar, dass die Nachricht von einem Deutschen geschrieben worden war, allerdings einer Person, die uns unbekannt war.

Was also tun?

Sir James hatte seine Verbindungen spielen lassen und mit Germany telefoniert. Dort würden die Computer ihre Pflicht tun und möglicherweise mehr über einen Mann namens Bernd Assow ausspucken.

So weit war es noch nicht.

Wir saßen in meinem Büro zusammen und warteten. Am liebsten hätte ich die Bude verlassen, denn draußen war ein Wetter zum Sündigen. Ein wunderschöner blauer Himmel, wie ich ihn mir schon nicht mehr vorstellen konnte nach den trüben, grauen Tagen, die uns der Mai beschert hatte.

Aber jetzt, als er sich dem Ende zuneigte, hatte er noch einmal alles gut machen wollen. Also blieben die Winterklamotten im Schrank, und ich war leichter bekleidet.

Suko nuckelte an seinem Tee. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und murmelte zum wiederholten Mal: »Jedenfalls hat er dich gekannt.«

»Das kann ich nicht leugnen. Aber ich ihn nicht.« Ich verzog die Lippen. »Es scheint mir so zu sein, dass ich bekannter bin, als ich je vermutet hätte.«

»Ja, das ist wohl möglich.«

Sir James schaute uns an. »Sollten wir nicht herausfinden, um wen es sich handelt, John? Sie werden selbstverständlich nach La Rostelle fahren.«

»Das hatte ich auch vor. Für mich ist es kein Bluff, kein Scherz, das scheint mir verdammt ernst zu sein.«

»So echt wie das Blut!«, fügte Suko hinzu.

Da hatte er nicht gelogen, denn wir hatten den Wisch natürlich zur Untersuchung gegeben. Fingerabdrücke waren nicht gefunden worden, aber das Blut stammte von einem Menschen mit der Blutgruppe Null und dem Rhesus-Faktor negativ.

Und der Mann hieß Bernd Assow.

Wer verbarg sich dahinter? War er mir schon einmal bei einem meiner Fälle über den Weg gelaufen, die mich nach Germany geführt hatten? Ich hatte mir den Kopf zerbrochen, ohne zu einem Resultat zu gelangen.

Das Telefon meldete sich.

Wir zuckten alle zusammen, jeder wollte abnehmen, aber Sir James deutete auf mich.

»Es ist Ihr Fall.«

Also hob ich ab, spürte die Spannung, die meine Stimme leicht zittern ließ, als ich mich meldete.

»Ah, Mr. Sinclair«, hörte ich einen Mann in seinem sehr deutsch gefärbten Englisch sprechen. »Ich freue mich, dass wir mal wieder etwas voneinander hören. Mein Name ist König. Erinnern Sie sich noch an mich?«

»Moment mal«, sagte ich, dachte kurz nach und hatte das Ergebnis. »Natürlich, König vom BKA. Einstmals Vorgesetzter eines gewissen Kommissar Mallmann.«

»Genau.«

Ich hatte den Lautsprecher eingeschaltet, sodass Sir James und Suko mithören konnten. Das war der einzige technische Fortschritt, den man uns hier oben gönnte. Ansonsten gab es nur das normale Telefon und keine der modernen Sprechanlagen, die beinahe schon an die Tastatur einer Schreibmaschine erinnerten, und bei denen man nie so recht wusste, welchen Knopf man drücken musste.

»Aber heute geht es nicht um Mallmann?«

»Nein«, sagte König, »das nicht. Es geht um Bernd Assow, einen meiner Mitarbeiter.«

»Ach.«

»Er war für uns tätig.«

»In La Rostelle?«

»Sicher nicht. Dort hat er seinen Urlaub verbringen wollen, doch er kam ums Leben.«

Ich hatte mir Ähnliches gedacht, war dennoch überrascht und schluckte zunächst einmal. Auch Sir James' und Sukos Gesichter zeigten einen gespannten Ausdruck.

»Wurde er ermordet?«

»Das weiß man nicht«, erwiderte König. »Er ist abgestürzt. Von der höchsten Stelle in den Schacht eines Glockenturms. Da war nichts mehr zu machen. Er hat sich das Genick gebrochen. Sein Gesicht ist bei dem Aufprall ebenfalls fast unkenntlich geworden. Sie können sich vorstellen, was das bedeutet.«

»Natürlich.«

»Uns lagen keine Hinweise auf einen Mord vor. Die Kollegen in Frankreich haben den Fall untersucht und tippen auf einen Unfall. Er

hat eben nicht aufgepasst.«

»War er betrunken?«

»Nein.«

»Sie wissen ja von der Nachricht, die er mir hat zukommen lassen, Herr König. Wenn man sie richtig interpretiert, muss Ihr Mann in La Rostelle auf ein Verbrechen gestoßen sein und hat dafür bezahlen müssen.«

Ich hörte den Deutschen seufzen. »Das habe ich den französischen Kollegen auch gesagt, aber bin da auf wenig Gegenliebe gestoßen. Sie haben sich natürlich im Ort umgesehen, die Bewohner verhört, sind aber auf eine Mauer des Schweigens gestoßen. Keiner wusste angeblich von einem Verbrechen, von den Leichen, die Assow in der Nachricht erwähnte, und so ernteten die Kollegen nur ein Schulterzucken.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

Mich erreichte ein bitter klingendes Lachen. »Was raten Sie mir denn? Soll ich hinfahren und die Kollegen brüskieren? Die würden sich bedanken, glauben Sie mir.«

»Kann sein, aber ich gehe davon aus, dass Assow die Nachricht an mich nicht grundlos geschrieben hat.«

»Stimmt auch wieder.«

»Also müsste man nachhaken.«

»Richtig. Wobei ich mich frage, wie dieser Mann ausgerechnet auf Sie gekommen ist.«

»So unbekannt bin ich bei Ihnen ja nicht. Und da gibt es noch die Schiene Mallmann…«

»Daran habe ich auch gedacht. Man weiß hier nicht genau, was mit Mallmann geschehen ist, dass er sich jetzt als Dracula fühlt, und das hat auch Assow nicht gewusst. Ich kann mir nur vorstellen, dass Sie ihm wieder eingefallen sind, als er in La Rostelle gewisse Dinge erlebte oder herausfand, die in Ihren Aufgabenbereich fallen. Wenn es Tote gegeben hat, dann hat er sie sich bestimmt nicht aus den Fingern gesogen. Daran will ich einfach nicht glauben.«

»Wenn ich bei dem Vampir bleibe, Herr König, so frage ich mich, ob es Tote oder Untote gewesen sind.«

»Hm - Sie denken an Vampire?«

»Ja.«

»Denken Sie auch an Mallmann?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Wenn er mit von der Partie gewesen wäre, hätte Bernd Assow ihn in seiner Botschaft an mich erwähnt. Meines Erachtens ist es da zu anderen Vorfällen gekommen, das Spektrum dämonischer Aktivitäten ist schließlich breit gefächert.«

»Ein guter Gedanke«, gab der Mann zu.
»Den Sie natürlich weiterspinnen.«
»Ja, Mr. Sinclair. Wir können nichts tun, obwohl wir es gern würden. Deshalb möchte ich Sie bitten, dass Sie nach La Rostelle fahren und sich dort umschauen. Für die Kosten kommen wir natürlich auf. Ich werde auch noch mit Sir James reden…«
Den schaute ich an, sah sein Nicken und gab schon die direkte Antwort. »Wie ich meinen Boss kenne, ist der einverstanden.«
Sir James, als Traditionalist und Engländer, verzog den Mund, als er das Wort Boss hörte. Das mochte er nicht, das war ihm einfach zu amerikanisch.
»Das freut mich.«
»Haben Sie denn überhaupt Hinweise? Ich meine, der Mann muss doch Kontakt mit den Einheimischen gehabt haben.«
»Ja, aber keinen engen. Er hat am Rande des Ortes gewohnt und war eigentlich ein ziemlicher Einzelgänger. Er wollte sich erholen, Spaziergänge machen, die herrliche Luft in der Provence genießen und einfach nur auftanken…«
»Was hat er gesehen?«, murmelte ich, aber so laut, dass König meine Worte verstehen konnte.
»Genau das würde mich interessieren.«
»Und Sie oder Ihre Dienststelle haben keinen Hinweis von ihm erhalten? Keine Vorwarnung?«
»Nein.«
»Hatte er ein Hobby?«
»Wandern.« König lachte freudlos. »Bernd Assow war ein guter, meist unauffälliger Mitarbeiter, und das ist natürlich etwas wert. Er konnte sich bewegen, ohne aufzufallen. In der Fremde ist das nicht so einfach, deshalb muss er aufgefallen sein. Aber wem, das sollten Sie bitte herausfinden.«
»Ich werde mich bemühen.«
»Dann sind Sie also bereit, zu fliegen?«
»Es gibt zwischen London und Nizza eine Direktverbindung.«
Ich kannte König. Er war ein Technokrat, fast schon eine Maschine. Persönliche Worte schienen ihm fremd zu sein. Diesmal aber hörte ich ihn seufzen, und es tat mir gut, ihn so menschlich zu erleben, auch wenn es nur am Telefon war.
»Der Tod Assows ist nicht nur mir auf den Magen geschlagen. Wenn Assow Sie nicht eingeschaltet hätte, dann hätten wir nachgeforscht, aber Sie werden bestimmt effektiver sein.«
»Danke für die Blumen.«
König kam auf ein anderes Thema zu sprechen. »Existiert eigentlich Will Mallmann noch?«
»Leider.«

»Als Vampir demnach?«
»Exakt. Er versucht, sein Reich auszubauen, ist aber dabei auf interne Schwierigkeiten gestoßen. Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen das alles erklären würde. Jedenfalls ist es uns noch nicht gelungen, ihn zu unschädlich zu machen.«
»Hoffentlich haben Sie, was den Fall Assow angeht, mehr Glück. Kann ich dann noch Sir James haben?«
»Bitte.«
»Und vielen Dank schon im Voraus, Mr. Sinclair.«
Mit schief verzogenem Mund reichte ich den Hörer zu meinem Chef rüber, der alles mitgehört hatte und König dies auch erklärte, so konnte sich der Mann vom BKA große Worte sparen.
Mein Kaffee war mittlerweile kalt geworden. Um Glenda nicht sauer zu machen, trank ich die Tasse leer. Sie konnte es nicht vertragen, wenn Reste zurückblieben.
Suko wollte mich natürlich nicht allein losfliegen lassen und sprach mich sogar auf den letzten Fall an, der mich fast das Leben gekostet hätte. Da war mein Freund im letzten Augenblick erschienen.
»Ja, du kannst wieder den Babysitter spielen.«
»Ah - ich liebe das.«
Sir James legte den Hörer auf und stützte seine Ellbogen auf der Schreibtischplatte ab. Sein Blick wechselte zwischen Suko und mir. Er rückte die Brille zurecht und behielt seinen ernsten Gesichtsausdruck bei. »Sie gehen doch sehr oft nach Ihren Gefühlen. Wie sieht es jetzt aus? Was sagt Ihnen Ihr Gefühl?«
Ich hob die Schultern. »Nichts Gutes.«
»Und bei Ihnen, Suko?«
»Ich schließe mich dem an.«
Der Superintendent lehnte siel zurück. Er drehte den Kopf und schaute durch das Fenster gegen den Himmel. Für mich ein Beweis, dass ihr noch ein Problem beschäftigte.
»Ist was, Sir?«
»Das ist schwer zu sagen«, murmelte er und gab sich in diesen Augenblicken sehr menschlich. »Ich kann einfach nicht daran glauben, dass Assow nur einfach Urlaub gemacht hat.«
»Warum nicht?« fragte Suko.
»Sie haben mein Gespräch mit König nicht mitbekommen, weil ich den Lautsprecher ausschaltete. Er hatte mich darum gebeten. Dieser Bernd Assow hat den Urlaub nur als Tarnung benützt. Tatsächlich arbeitete er an einem Fall.«
Jetzt stieg die Spannung.
»Und woran, Sir?«
Hinter den dicken Brillengläsern bewegten sich die Augen und richteten sich auf mich. »Angeblich hat sich in La Rostelle eine Person

versteckt, die man als größten Rauschgift-Kurier Europas bezeichnet und die sich ausruhen wollte, weil gewisse Banden einen neuen Markt erobern wollen, nämlich die neuen deutschen Bundesländer. Man wollte diesem Kurier auf der Spur bleiben.«

»Hat er sich tatsächlich dort versteckt?«, fragte Suko.

»Ja, die Person stammt aus La Rostelle. Sie ist dort geboren, auch wenn sie schon lange nicht mehr da lebt. Aber sie zieht sich wohl des Öfteren nach La Rostelle zurück.«

»Schön«, sagte ich, »und wie heißt der Mann?«

Sir James schüttelte den Kopf. »Irrtum, John, das ist kein Mann, es ist eine Frau. Sie heißt Colette Mercier…«

Wir waren beide baff!

***

Der Mistral war gekommen!

Kühl fegte er von Norden über das Land, befreite den Himmel von seiner Wolkenpracht, aber er drang in die Körper der Menschen ein und veränderte die Personen. Dabei waren Männer, Frauen und Kinder gleichsam betroffen.

Der Mistral sorgte dafür, dass berufliche Leistungen auf ein Minimum zusammenschrumpften, und glich dies leider aus, indem er andere Kräfte weckte.

Er spülte die Aggressionen hoch. Die Menschen reagierten gereizt, manche sogar überreizt und andere wiederum direkt gefährlich und gewalttätig. Man kannte das, man kannte auch die Personen, die er besonders beeinflusste, und ließ sie deshalb in Ruhe.

Es war kein Wetter, es war ein Zustand. Mal dunkel, mal hell, mal klar, dann wieder bedeckt, ein ewiges Wechselspiel des Wetters, ein Taumel zwischen dem Hochgefühl auf der einen und der Depression auf der anderen Seite.

Das wussten auch die Bewohner von La Rostelle und richteten sich danach. Wer nicht unbedingt weg musste, der blieb im Ort oder versteckte sich in seinem Haus.

Selbst in manchen Familien kam es vor, dass das eine Mitglied das andere belauerte, und ein falsches Wort konnte eine mittlere Katastrophe auslösen.

Der Mistral war böse…

Das wusste auch Edna, die grauhaarige Frau und Haushälterin des Malers Rafugil, die von den Jahren ihres Lebens alle in La Rostelle verbracht hatte, weder Familie noch Freunde hatte und froh gewesen war, bei Rafugil untergekommen zu sein.

Sie lebte in seinem Haus, wo sie schalten und walten konnte, wo sie die Herrscherin über gewisse Räume war und nur das Atelier nicht betreten durfte, es sei denn, der Maler erlaubte es ihr.

Das geschah nicht sehr häufig, denn er war ein Einzelgänger, der wenig über seine Arbeit sprach und so gut wie keinen Blick auf seine Bilder gestattete, die er verdeckt hatte, wenn er ihr die Erlaubnis gab, das Atelier zu betreten.

Edna hatte eine sehr menschliche Eigenschaft. Sie war äußerst neugierig, sie wusste alles über den Dorfklatsch, aber sie hütete sich, ihren Chef nach seinen Arbeiten zu fragen, wobei sie sich sagte, dass sie irgendwann einmal einen Blick auf seine Bilder werfen würde, sogar mit seiner Erlaubnis, das hatte er ihr versprochen.

An diesem Mittag hockte sie in der Küche vor dem klobigen Holztisch und hatte ihr Füße gegen den roten Steinboden gestemmt. Mit beiden Händen umklammerte sie eine Schale, die halb mit Kaffee gefüllt war, der wegen der Menge an Milch eine rehbraune Farbe zeigte. Edna trug ein graues Kleid und hatte ihre alte Schürze umgebunden. Auf einem Teller lagen die Reste des Baguettes, das sie nicht mehr essen wollte, das aber Fliegen angelockt hatte, die ihre Kreise über den mit Käse belegten Brotstücken drehten.

Edna starrte gegen das Fenster, und trotzdem ins Leere. Es war ein trüber Tag heute, der Mistral heulte durch die Gassen und erzeugte manchmal wimmernde Geräusche, wenn er sich an irgendwelchen Ecken und Kanten fing, als würden dort die Seelen der Toten jammern, weil sie keine Ruhe finden konnten.

Auch dieses große Haus wirkte wie tot. Wer viel Fantasie hatte, der konnte sich vorstellen, dass der Sensenmann Tag und Nacht als unsichtbarer Gast durch die Räume schlich und auf der Suche nach Opfern war.

Es roch nach Tod, nach Leichen…

Sie hatte die Toten nicht gesehen, aber der Geruch war ihr bekannt, seit sie als kleines Mädchen hatte erleben müssen, wie Leichen nach Wochen geborgen worden waren, die unter Tonnen von Geröll gelegen hatten, als Folge eines Bergrutsches.

Schlürfend trank sie den Kaffee. Ihr Gesicht wirkte müde, die Haut war grau und eingefallen, die Haare klamm und gleichzeitig strähnig. Sie wusste, dass dieser Tag wieder einmal anders verlaufen würde als die meisten, denn Rafugil hatte ihr erklärt, dass er sie zu sprechen wünschte. Er hatte keinen genauen Zeitpunkt genannt, deshalb wartete sie in der Küche. Irgendwann würde er sie schon rufen.

Es war ein großer Raum, mit sehr wuchtigen Möbeln und einem sehr großen Herd, der noch mit Holz und Kohle befeuert wurde. Eine nostalgische Küche, bei deren Anblick viele ins Schwärmen gekommen wären, aber Edna mochte sie nicht mehr, sie hatte sich zu lange zwischen diesen Wänden aufgehalten.

Ihr Blick glitt über das massige Regalbrett, in dem die bunten Teller nebeneinander aufgereiht standen. Sie sah die Fliesen an den Wänden

und schaute auch gegen die Haken, die an der Decke befestigt waren. Von ihnen herab hingen Töpfe, Pfannen, Kellen und breite Schaber sowie einige Küchenwerkzeuge wie Messer von unterschiedlicher Größe und Klingenbreite.

Früher hatte sie stets eine Gänsehaut bekommen, wenn sie darunter herging und sich vorstellte, dass sich eines der Messer plötzlich löste und in ihren Nacken rammte.

Das Gefühl war im Laufe der Zeit vergangen, man gewöhnte sich eben an alles.

Auch an ihren Chef hatte sie sich gewöhnt, an seine Schweigsamkeit, an sein Auftreten, das stets etwas Schattenhaftes an sich hatte und zu dem die beinahe unhörbaren Schritte passten, mit denen er sich durch sein Haus bewegte, wenn er nicht im Atelier stand und malte.

Das tat er meist nachts, da durfte ihn auch niemand stören. Es wäre für den Eindringling einem Todesurteil gleichgekommen.

Der Hauch des Todes, der das Haus durchwehte, ließ sich nicht abschütteln. Drei Mädchen waren in den letzten Monaten verschwunden. Immer schön der Reihe nach, und es hatte nicht die geringste Spur gegeben.

Natürlich war das Verschwinden dieser jungen Frauen aufgefallen. Sogar die Polizei aus Cannes hatte sich damit beschäftigt, aber nichts entdeckt. Keinen Hinweis, nicht die geringste Spur. Man hatte den verzweifelten Eltern schließlich erklärt, dass die Mädchen eben die Enge des Bergdorfes nicht mehr hatten ertragen können und sich in der großen Welt umsehen wollten. Schließlich war die Küste nah und damit auch Orte wie St. Tropez, Cannes oder Nizza. Damit hatten sich die Eltern eben abfinden müssen.

Edna wusste es besser, sie ahnte es zumindest, obwohl sie den fälligen Beweis auch nicht antreten konnte, und sie hütete sich, Fragen zu stellen. Sie tat nur, was man ihr auftrug-.

Noch immer wartete sie.

Die Zeit verging träge.

Der Sturm heulte draußen, er fegte wie ein wildes Tier durch Gassen, schaufelte mal Wolken heran und wischte den Himmel im nächsten Moment wieder frei, so blank wie ein Tablett, sodass eine herrlich blaue Farbe hervorschaute, wie es sie eigentlich nur hier unten in der sonnen- und lichtdurchfluteten Provence gab.

Drei Mädchen waren weg.

Nicht genug.

Edna ging einfach davon aus, und der Maler hatte ihr am gestrigen Abend bei einer Flasche Wein erklärt, dass er sich auf sie verlassen und in sein Vertrauen ziehen wollte, was immer das auch bedeutete. Aber ihrer Meinung nach musste es etwas mit den verschwundenen Mädchen zu tun haben.

Wenn das stimmte, wie würde sie reagieren?
Darüber dachte Edna nach, als sie auf dem harten Holzstuhl saß. Würde sie ihn verfluchen, würde sie weglaufen?
Nein, sicherlich nicht. Obwohl sie in La Rostelle geboren und aufgewachsen war, zählte sie bei den meisten Einwohnern als Außenseiterin. Man grüßte zwar, aber man redete nicht mit ihr, obgleich sie stets die Ohren offen hielt und vom Dorfklatsch fast alles mitbekam. Auch Edna konnte sich beinahe schon bewegen wie ihr Chef, der sich zu dieser Zeit unten im Keller befand, weil er von dort etwas holen wollte.
Um was es sich dabei handelte, wusste sie nicht. Sie konnte sich allerdings vorstellen, dass er nicht mit einer Flasche Rotwein zurückkehrte, denn für ihn ging es ums Ganze.
Sie stand auf und reckte dabei ihre alten Knochen. Mit einer Handbewegung scheuchte sie die Fliegen zur Seite und ging an der Schmalseite des Tisches vorbei auf einen Hängeschrank zu, wo sie ihre Flasche mit Pernod untergebracht hatte.
Sie füllte das Glas zu einem Drittel, ließ Wasser hinzulaufen und rührte mit dem Mittelfinger um, den sie anschließend ableckte. Dann setzte sie sich wieder auf ihren Platz und trank den ersten Schluck. Er tat ihr sehr gut, der Zweite ebenfalls. Und nach dem dritten Schluck war das Glas bis auf einen kleinen Rest leer.
So musste es sein, so und nicht anders. Manchmal ließ sich dieses Leben nur durch den Genuss von Alkohol ertragen.
Sie schaute auf die Küchentür, die so weit offen stand, dass sie einen rechten Winkel zur Wand bildete. Dahinter lag ein schmaler Flur, von dem die Tür zum Keller abging, die ebenfalls nicht geschlossen war, sodass sie ihren Chef hören würde, wenn er die alte, ausgetretene Steintreppe hoch kam.
Draußen hatte der Wind seine Richtung geändert. Das geschah häufig, er wirkte so, als könnte er sich nie entscheiden. Jetzt blies er gegen das Küchenfenster, er wirbelte Staub vom Boden hoch, als wäre er es satt, immer nur unsichtbar zu sein. Er wollte beweisen, welche Kraft er hatte, und schleuderte die Partikel von außen her gegen die Scheibe. Es hörte sich an, als würden Hagelkörner auf ein Blechdach prallen.
Die Bö wanderte weiter, die Welt jenseits der Mauer beruhigte sich wieder, und Edna gönnte sich ein zweites Glas Pernod.
Sie zögerte den ersten Schluck hinaus, denn sie hatte Schritte gehört. Das Echo klang durch die offene Tür, wehte in die Küche hinein und ließ Edna aufmerksam werden.
Wer kam da?
Noch saß sie unbeweglich, lauschte und war einen Moment später beruhigt. Gleichzeitig ärgerte sie sich über ihre eigene Dusseligkeit,

denn außer ihr lebte nur noch Rafugil im Haus, und der war es, der die Kellertreppe hochstapfte.

Sie war lange genug bei ihm, um seine Schritte zu kennen. Sie wusste, wie er ging, wie er sich bewegte. Diese Geräusche, die sie nun hörte, kamen ihr jedoch eigenartig vor, denn es war ausgeschlossen, dass der Mann normal die Stufen hochschritt.

So ging er sonst nie.

So schlurfend und dann wieder hart, als wäre wieder ein Ruck durch seine Gestalt gegangen.

Wie war das möglich?

Edna stand auf. Sie traute sich allerdings nicht, die Küche zu verlassen und nachzuschauen. Hätte er sie gerufen, dann wäre sie gegangen, so aber blieb sie vor dem Tisch stehen.

Außerdem konnte er nicht mehr weit von der Tür entfernt sein, denn die Schritte waren bereits jenseits der Treppe und im schmalen Flur zu hören.

Sie vernahm ein scharfes, fremdes Geräusch, das irgendwie klang wie das Grunzen eines Tieres.

Danach wieder die Schritte. Etwas schleifte dabei über den Steinboden, dann erschien er selbst.

Er trat durch die Tür, und Edna hatte den Eindruck, als wäre die Küche sofort ausgefüllt.

Es gibt Menschen, deren Erscheinen stets einem gewissen Auftritt gleicht, und so wirkte auch der Maler.

Er war groß, dunkelhaarig, trug ebenfalls dunkle Kleidung - diesmal war es ein schwarzer Kittel -, die ebenso glänzte wie sein dichtes, kurzes, schwarzes Haar. Aus den Löchern der kräftigen, nach unten breiter werdenden Nase wuchsen die Härchen wie kleine Büschel bis auf die breite Oberlippe.

Seine Augen waren dunkel, und wer länger in sie hineinschaute, senkte unweigerlich den Blick, weil er sich von ihm eingefangen und wie hypnotisiert fühlte. Es waren schwarze Augen, deren Pupillen an Teerflecken erinnerten und die eine düstere Drohung ausstrahlten und den anderen Menschen somit erklärten, wer hier das Sagen und die Macht hatte.

Immer nur er.

Er war aus dem Keller gekommen, und er hatte etwas mitgebracht. Seinen rechten Arm hatte er nach hinten gedrückt, die Hand befand sich ungefähr in Höhe der Hüfte und ihre Finger umklammerten den oberen Rand eines Jutesackes, seiner Beute aus dem Keller.

Dass der Sack gefüllt war, sah Edna einen Moment später, als er ihn über die Türschwelle in die Küche schleifte und ihn vor sich liegen ließ.

Sie sagte nichts.

Auch er sprach nicht und schaute sie nur an.

Edna senkte den Blick. Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen, obwohl sie schon lange für ihn arbeitete.

»Sieh mich an, Edna!«

Die Frau schrak zusammen, weil sie seine Stimme gehört hatte. Sie hatte ein bestimmtes Timbre, dem sie sich nicht entziehen konnte. Sie klang kratzig und befehlsgewohnt, gleichzeitig auch hell, manchmal sogar weich.

Edna hob den Blick.

Er lächelte.

Ein gutes Zeichen. Sie lächelte auch.

Nur wurden seine Züge dabei nicht weich, sondern schienen irgendwie gläsern zu werden. Es war ein Lächeln, das mehr ihm selbst galt, das nach innen gekehrt war, als würde er damit eine Welt begrüßen, die nur für ihn sichtbar war.

»Du kannst dich erinnern, was ich dir sagte?«

»Ja.«

»Ich werde jetzt mit dir sprechen, und ich werde dir anschließend einen Auftrag geben.«

»So war es abgemacht.«

Er nickte, schaute kurz zum Fenster, sah den Staub, der hinter der Scheibe wirbelte, und trat einen Schritt näher. Unter den zahlreichen Messern und Töpfen blieb er stehen.

»Sie haben im Dorf davon geredet, Edna, und du weißt genau, was ich damit meine.«

»Von den Mädchen.«

»Stimmt, von den Verschwundenen, von denen keine wieder aufgetaucht ist, was die Polizei vor ein Rätsel gestellt hat, sodass sie schließlich abziehen musste.« Er ließ seinen ersten Worten ein freudlos klingendes Lachen folgen und rieb dabei die kantigen Hände, auf deren Rücken ebenfalls dichte Härchen wuchsen. »Man hat sich damit beruhigt, dass sie in Cannes oder Nizza verschwunden sind, vielleicht auf einer Jacht, um das große Leben genießen zu können, aber das stimmt nicht, und das, Edna, weißt auch du sehr genau.«

»Nein«, flüsterte sie, »nein…«

»Doch!«, peitschte seine Stimme. Die Frau senkte den Kopf. »Ich ahnte es.«

»Sehr gut, sehr gut«, sagte er, bückte sich und zog den Sack näher an sich heran.

Edna wollte zuerst nicht hinsehen. Sie hatte sich wieder hingesetzt, weil sie den Pudding in den Kniekehlen spürte. Jetzt rieben ihre Handflächen über die blank gescheuerte Tischplatte, denn sie wusste, dass sie vor einer entscheidenden Situation stand.

»Drei waren es«, sagte er, »genau drei. Aber ich brauche mehr,

verstehst du? Noch eine…«
»Ja, natürlich.«
»Holst du sie mir?«
Sie nickte.
»Schön.«
Edna konnte nicht reden, obwohl ihr zahlreiche Fragen auf der Zunge lagen. Sie kam sich vor wie in einem Kessel, in dem heißes Wasser kochte, in das man sie hineingesteckt hatte. Zudem schnürte ihr eine unsichtbare Kraft die Kehle zu, und sie dachte jetzt intensiv an den Todesgeruch in diesem Haus.
Sie erinnerte sich an die Nacht im Atelier, wo sie vor der Scheibe gestanden und den Lockvogel gespielt hatte, denn es war jemand in den Ort gekommen, den der Maler nicht mochte.
Der Fremde war dann in den Glockenschacht gestürzt und hatte sich das Genick beim Aufprall gebrochen. Edna änderte ihre Blickrichtung und schaute auf den Sack, unter dessen Jutestoff sich der Inhalt abzeichnete. So dicht, dass man ahnte, was es war.
Es war ein Umriss, der eines Menschen…
Sie schluckte.
Der Maler aber bückte sich und hielt den Kopf schief, um Edna bei seiner Tätigkeit beobachten zu können. Er hatte den Sack nicht zugebunden, zerrte mit beiden Händen an der Öffnung und erweiterte sie. Dann hob er den Sack etwas an und kippte ihn.
Dadurch bewegte sich auch der Inhalt.
Etwas schob sich durch die Öffnung.
Es war eine bleiche, starre Frauenhand!

***

Edna saß auf ihrem Stuhl, ohne sich zu rühren. Das schaffte sie einfach nicht mehr. Es war ihr unmöglich, denn der kalte Schock hielt sie umklammert.
Obwohl sie damit hatte rechnen müssen, war es doch etwas anderes, den Beweis vor sich zu sehen.
Die Hand war bleich und starr. Sie sah aus wie künstlich, aber es war die einer Toten. Am linken Ringfinger schimmerte ein Ring mit einem grünen Stein. Im Gegensatz dazu wirkten die Fingernägel, als wären sie aus einer blassen, erstarrten Kunststoffmasse geschaffen worden.
Ein furchtbares Bild…
»Nun?«
Sie schwieg.
Der Maler sprach weiter. Er hielt die Hand dabei fest und zog den Körper noch ein Stück weiter hervor, sodass Edna jetzt einen Teil des Unterarms sehen konnte. »Weißt du, wer es ist?«
»Nein!«, hauchte sie.

»Das ist Diana, die Letzte der drei Verschwundenen. Manon und Valerie habe ich bereits aus dem Keller geholt und nach oben in mein Atelier geschafft.«

»Ja…«

Rafugil schaute irgendwie nachdenklich auf die bleiche Totenhand und den Arm. Nach einer Weile erst öffnete er die Lippen, um zu sprechen. »Es ist bisher alles gut und günstig für mich gelaufen, Edna. Aber nicht so, wie ich es mir eigentlich vorgestellt hatte, weil mir doch noch etwas fehlt.«

»Was denn?«

»Die vierte.«

Edna schrak zusammen und merkte es kaum, denn nur ihr Innerstes wurde davon berührt. Äußerlich blieb sie starr wie eine Statue.

»Hast du gehört?«

»Schon…«

»Ich brauche noch ein viertes Mädchen, denn es werden vier Bilder, für jede Himmelsrichtung eines. Deshalb wirst du mir das vierte Mädchen herholen.«

»Das kann ich nicht!« Zum ersten Mal antwortete sie spontan, sah dann seinen Blick auf sich gerichtet und kroch in sich zusammen, während sich die Gänsehaut auf ihrem Rücken in eine Eisschicht verwandelte. Meine Güte, wie hatte sie nur diesen Frevel begehen und ihm widersprechen können. Das konnte nicht wahr sein, so etwas durfte sie sich nicht erlauben, das war ein…

»Kannst du das wirklich nicht?« Jetzt klang die Stimme des Malers wie ein Säuseln, als würde er versuchen, den Mistral zu imitieren, wenn dieser abflaute.

»Bitte, ich…«

Er lächelte wieder. »Ich habe noch einen Sack für dich. Ich werde dich hineinstopfen, Edna, und dann eines der Messer nehmen.« Er schielte hoch zur Decke. »Und ich werde dich mit jedem Stich treffen. Als du zu mir gekommen bist, hast du mir Treue geschworen. Jeder wird mir Treue schwören, für den ich mich entscheide. Eine Treue, die bis in den Tod geht, Edna, und möglicherweise auch darüber hinaus«, erklärte er. Seine Worte klangen orakelhaft.

»Ja«, gab sie zu, »das habe ich.«

»Und deshalb wirst du den Auftrag auch ausführen, meine Liebe…«, er deutete auf den Sack, »… oder selbst ein solches Ende finden. Du allein hast die Wahl, meine Teure.«

Er war ein Sadist, er war ein Mörder, er war kein Mensch im eigentlichen Sinne. Das alles wusste Edna, und sie wusste auch, dass sie ihm ausgeliefert war, dass sie nicht aus diesem Haus fliehen konnte. Er würde immer der Schnellere sein.

»Nein, nein!«, sagte sie rasch und wunderte sich über die Sicherheit

in ihrer Stimme. »Das würde mir nie im Traum einfallen. Ich habe dir die Treue geschworen, und dieses Versprechen werde ich halten. Darauf kannst du dich verlassen.«

Der Maler nickte. Bisher hatte er die Hand der Toten festgehalten. Jetzt ließ er sie los. Sie fiel nach unten wie ein Stück Holz und prallte mit einem klatschenden Geräusch auf einen anderen Körperteil.

Er trat noch weiter vor und legte die Kuppe seines hochgestreckten Zeigefingers gegen sein Kinn.

»Ich hatte davon gesprochen, dass ich noch eine vierte Frau brauche, und ich werde dir weiter sagen, dass wir uns damit keine Zeit lassen dürfen, Edna.«

»Wann?«

Er unterbrach seinen Gang durch die Küche und schaute sie an. »Noch heute.«

Edna erschrak. »So schnell?«, hauchte sie.

»Ja.« Seine Stimme war scharf. »Ich will sie noch heute haben, weil ich in der folgenden Nacht endlich an mein Ziel gelangen will. Verstanden?«

Edna saß da mit offenem Mund, starrte ihn an und musste sich zu einem Nicken überwinden. »Noch Fragen?«

»Ja, die habe ich. Wer ist es? Wen soll ich holen? Du hast mir den Namen nicht genannt.«

Er schlug mit einer theatralisch anmutenden Geste vor seine Stirn. Manchmal machte er auf Edna sowieso den Eindruck eines Schauspielers, der sich auf einer Bühne bewegte, anstatt durch das Leben zu schreiten. »Du kennst die junge Frau bestimmt. Sie hält sich oft hier im Ort auf, ist gewissermaßen wieder zu Besuch.«

Edna - klatscherfahren - wusste Bescheid. Dennoch formulierte sie ihre Antwort als Frage. »Ist es Colette Mercier?«

»Genau die, meine Teure…«

***

Colette Mercier war das, was man als einen zweibeinigen, weiblichen Tiger bezeichnen konnte. Sie war auf der einen Seite brandgefährlich, immer auf dem Sprung, als würde sie auf eine Beute lauern, auf der anderen aber konnte sie ebenso anschmiegsam und nett sein, als wäre sie die harmloseste Person der Welt.

Das aber war sie nicht.

Wäre sie so gewesen, hätte sie es in ihrer ›Karriere‹ nicht so weit geschafft, denn sie zählte zu den besten Rauschgift-Kurieren Europas. Nicht dass sie das Zeug selbst am oder im Körper trug, wie es oft praktiziert wurde, nein, sie war die große Spinne im Netz, die nie mit einem Milligramm Heroin oder Kokain in Berührung kam, sondern das Gift verschob, in einem klimatisierten Büro vor ihren Computern saß

und an ihnen die besten und risikolosesten Wege ausklügelte.
Dennoch war man ihr auf die Spur gekommen.
Sie hatte es gefühlt, nicht gemerkt.
Es war dieser angebliche deutsche Urlauber gewesen, der sie einige Male so harmlos im Bistro angesprochen hatte.
Hinter ihm hatte mehr gesteckt.
Die Mercier war nicht zu einem Raubtier geworden, sondern hatte das Kätzchen gespielt und versucht, den Deutschen zu umgarnen. Wie groß ihre Erfolgschancen dabei gewesen waren, hatte sie nicht abschätzen können, denn einen Tag später hatte man diesen Bernd Assow mit gebrochenem Genick im Glockenturm der Kirche gefunden.
Das wiederum passte ihr überhaupt nicht in den Kram. Wenn er für eine Behörde gearbeitet hatte, würde die den Tod eines ihrer Mitarbeiter nicht so ohne weiteres hinnehmen und anders reagieren als die französische Polizei, die an einen Unfall glaubte.
Colette nicht.
Für sie war es Mord!
Also lief wahrscheinlich in La Rostelle ein Mörder herum, den sie nicht kannte und der auch nicht unbedingt auf ihrer Seite stand, denn einen Gefallen hatte er ihr mit dieser Tat nicht getan, sondern sie verunsichert.
Überhaupt hatten sich die Bewohner seit ihrem letzten Besuch verändert. Selbst ihre Eltern waren so schweigsam geworden und wollten zunächst nicht mit der Sprache herausrücken.
Schließlich hatte sie ihren Vater in einer stillen Stunde beiseite gezogen, und der hatte ihr von den verschwundenen drei Mädchen berichtet, von denen niemand wusste, ob sie noch lebten oder längst umgebracht worden waren.
Auch diese Tatsache bereitete der Computer-Expertin Sorgen, und sie fragte sich, ob sie richtig gehandelt hatte oder ihren Plan nicht lieber abändern sollte. Aber La Rostelle war ihr am wenigsten verdächtig erschienen für ein Treffen mit zwei wichtigen Männern, um mit ihnen über gewisse Marktchancen zu reden, die sich im Osten Europas zwangsläufig ergeben würden. Die Menge an Stoff war vorhanden, es musste nur noch der Transport sorgfältig organisiert werden.
Sie hatte nicht mehr absagen können, ärgerte sich, dass so viel schief gelaufen war, und ausgerechnet an diesem Tag fegte auch noch dieser verfluchte Mistral über das Land, der die Menschen unruhig und nervös machte, wovon sich die Frau nicht ausschloss.
Colette hatte sich im Bistro mit den beiden treffen wollen. Das kleine Lokal konnte einfach nicht übersehen werden, es lag in der Ortsmitte am Marktplatz, war von der Kirche, dem Rathaus und einigen anderen Häusern eingerahmt und nannte sich nur Centre.
Es gab auch andere Kneipen und kleine Weinlokale, aber man traf

sich eben im Centre.

Dort wartete Colette Mercier.

Eigentlich hätten die beiden schon da sein müssen. Sie kamen aus Nizza, aber der Mistral war für manche Überraschung gut, auch für eine richtige Verspätung.

Sie saß nahe des Fensters, schaute auf den Platz und sah dem Patron zu, der fluchend hinter einigen Tischdecken herlief, die der Wind von den Tischen draußen gerissen hatte, als er die Stühle zusammenstellen wollte, aber nicht mehr schnell genug gewesen war.

Manchmal sah Colette ihr Gesicht in der Scheibe. Das spiegelnde Glas ließ kaum etwas von dem Ausdruck ahnen, den dieses Gesicht unter den schwarzen, krausen Haaren wiedergab. Sie hatte sich oft genug über die rundlichen Umrisse ihres Gesichtes geärgert, weil es dadurch zu mädchen- und puppenhaft aussah. Aber sie konnte diese Form ja auch nicht ändern. Deshalb schminkte sie sich dermaßen raffiniert, dass der Blick eines Betrachters vom eigentlichen Gesicht weg auf die Augen gelenkt wurde, deren Pupillen sie durch ein bestimmtes Augenwasser vergrößerte und glänzend machte. Beim Lidschatten spielte sie mit der Farbe, und der dicke Lidstrich ließ die Augen besonders dominierend wirken.

An diesem Tag war sie sportlich gekleidet. Zum dunklen Haar trug sie ein hellgrünes T-Shirt, eine schwarze Hose und eine weiße Leinenjacke, die bis über die Hüften reichte. An ihren Ohrläppchen blinkten zwei ebenfalls grüne Ringe, die ein kleines Vermögen gekostet hatten. Aber Colette konnte sich diese Dinge leisten, denn die Organisation zahlte gut.

Sie war nervös. Am linken Handgelenk trug sie eine Uhr von Cartier. Immer wieder schaute sie auf das Zifferblatt, aber sie schaffte es nicht, die Zeit schneller ablaufen zu lassen und die beiden Besucher herbeizuzaubern.

Der Patron hatte es geschafft, die Tischdecken wieder einzusammeln. Er grinste ihr durch die Scheibe zu, betrat sein Bistro und fluchte über den Mistral, dessen Kraft ihm beinahe die Türklinke aus der Hand gerissen hätte.

»Dieser Wind bringt mich noch mal um!«, schimpfte er.

»Wieso?«

»Ganz einfach. Da drehe ich durch. Da habe ich das Gefühl, als würde sich mein Blut verändern.«

»Kann sein.«

Er blieb an ihrem Tisch stehen. Colette konnte seinen Schweiß riechen. Der Patron trug nur ein einfaches weißes Hemd, das in den Achselhöhlen klemmte und dunkle Flecken zeigte. Sein mächtiger Bauch quoll über den Gürtel.

»Noch was zu trinken, Colette?«

»Ja, einen Espresso.«
»Ah, das ist gut.«
»Warum?«
»Ich höre so gern die Maschine zischen.«
Sie lachte. »Und bring mir noch ein Wasser mit, Gustave.«
»Mach ich doch glatt.«
Ihm gegenüber ließ sich Colette von ihrer Nervosität nichts anmerken. Im Nachhinein stellte sie fest, dass sie selbst einen Teil Schuld an dieser Lage trug. Sie hätte den beiden mitteilen sollen, wo sie zu erreichen war. Und zwar telefonisch. Mit dem Hinweis auf das Bistro am Marktplatz konnten sie nichts anfangen. Nicht dann, wenn sie telefonieren wollten.
Die Espresso-Maschine zischte wie eine alte Lok, der Patron lachte, und wenig später servierte er den starken Kaffee und das Wasser. Er wollte Wasser in das Glas einschenken, aber Colette tat es selbst.
Sie war der einzige Gast an diesem späten Morgen. Manchmal aßen die Leute bei Gustave eine Kleinigkeit zu Mittag, das große Geschäft würde er an diesem Tag nicht machen können, denn der Mistral sorgte dafür, dass kaum jemand auf die Straße ging.
»Dein Besuch lässt sich aber Zeit!«, meldete sich Gustave von der Theke her.
»Stimmt.«
»Willst du noch lange warten?«
»Warum?« Sie nuckelte am Wasser.
»Weil meine Frau ein tolles Essen vorbereitet hat. Gefüllte Auberginen, die nicht bitter sind. Sie werden zudem überbacken und…«
Colette lachte. »Danke, Gustave, aber ich muss auf meine Linie achten.«
Er winkte ab. »Ihr Frauen mit eurer Linie. Schau mich mal an, Colette.«
Sie schielte auf seinen Bauch, lächelte und sagte nur: »Eben, das meine ich.«
Der Patron grinste wie ein Clown. Sein dunkler Oberlippenbart bewegte sich dabei zuckend. »Meine Frau ist damit zufrieden. Sie würde mich gegen keinen anderen Mann der Welt eintauschen.«
»Nur gut, dass die Geschmäcker verschieden sind.« Sie hob ihr Glas und trank Gustave zu.
Der hielt sich an einem Glas Roten fest. Das war gut für die Blutbildung, wie er immer sagte. Er schlürfte den Wein hörbar und wollte dann von Colette wissen, wie es ihr so erging in der Fremde.
Sie lachte zu ihm herüber. »In der Fremde ist es gut. Ich lebe an der Küste.«
»Das ist für uns so weit wie der Mond. Siehst du da auch die Stars,

Colette?«

»Manchmal.«

Der Patron war neugierig geworden. So weit es sein Bauch erlaubte, beugte er sich über die Theke.

»Wie sind die denn, der Belmondo oder Madonna, die jetzt an der Côte waren?«

»Pardon, aber die habe ich nicht gesehen.«

»Oh«, staunte er. »Wieso nicht?«

»Weil ich arbeiten musste.«

Gustave nickte traurig. »Ja, das ist ein schlimmes Los. Aber wenn man dich so anschaut, dann siehst du aus wie jemand, der es geschafft hat.«

»Was meinst du?«

»Geld, Karriere und so weiter. Fehlt nur noch ein Mann, wie?«

»Kann sein.«

»Du willst keinen aus dem Ort hier, wie?«

»Nein.«

»Würde ich auch nicht nehmen.« Er wechselte abrupt das Thema. »Hast du eigentlich schon von den verschwundenen drei Mädchen gehört und dem Kerl, der sich das Genick gebrochen hat?«

»Ja, aber ich musste die Neuigkeiten meinem Vater förmlich aus der Nase ziehen.«

Der Patron wurde jetzt wissbegierig.

»Und, Colette? Was ist deine Meinung?«

»Ich habe keine.«

»Hör auf, die hat jeder.«

»Ich lebe nicht mehr hier, das darfst du nicht vergessen, Gustave. La Rostelle ist jetzt für mich so etwas Ähnliches wie ein Urlaubsort. Ich bin nicht mehr informiert.«

Der Patron nickte beinahe traurig. »Ja, Colette, ja, so ist das leider geworden.« Er behielt den Kopf gesenkt. »Die verschwundenen Mädchen tun mir Leid. Niemand weiß, wo sie abgeblieben sind. Die meisten glauben ja, dass sie tot sind.«

»Und was glaubst du?«

Er hob seine runden Schultern. »Ich weiß selbst nicht, was ich glauben soll.«

Zwischen all den anderen Gegenständen wie Gläsern, der Espresso-Maschine, einem Eiskübel, Rotweinflaschen und einigen Gläsern stand das rote Telefon auf der Theke.

Und als sich das mit einem schrillen Klingeln meldete, schraken beide zusammen.

Colette wusste instinktiv, dass der Anruf für sie war. Gustave nahm ihn entgegen, hörte einen Moment lang zu und reichte ihr dann den Hörer, als sie auf die Theke zukam.

»Wer ist es denn?«
»Edna.«
»Wie?«
»Die alte Edna, die bei diesem komischen Maler als Haushälterin angestellt ist.« Der Patron grinste.
»Mehr ist nicht drin. Der wird sie doch nicht bumsen.«
Colette schüttelte den Kopf, nahm den Hörer entgegen und meldete sich mit einem »Ja, bitte…«
»Hier ist Edna, Colette. Kannst du dich an mich erinnern?«
Sie überlegte einen Moment. Aus dem Nebel der Erinnerung stieg eine Frau empor, die auf sie stets einen schmuddeligen Eindruck gemacht hatte. Sie konnte sich auch kaum an das Gesicht erinnern, aber sie wusste, dass es eine Edna in La Rostelle gab. Nur konnte sie sich nicht vorstellen, was gerade diese Person von ihr wollte.
»Du kannst dich kaum erinnern, wie?«
»Nun ja, ich meine…«
»Gib es zu!«
»Ja.«
»Aber du solltest zu mir kommen, Colette. Weißt du, wo ich wohne?«
»Ich hörte, bei diesem Maler.«
»Richtig, er heißt Rafugil.«
Colette Mercier musste lachen. »Was soll ich denn bei ihm? Mir seine Bilder anschauen?«
»Nun, das nicht gerade. Es gibt einen anderen Grund, der dich bestimmt interessieren wird, den ich dir leider am Telefon nicht sagen kann. Kommst du?«
»Das ist heute schlecht.«
»Weshalb?«
Hatte ihre Stimme einen lauernden Klang angenommen, oder bildete sie sich das nur ein? »Nun ja, es ist so, Edna, ich erwarte Besuch, der jeden Augenblick erscheinen muss…«
»Mit dem Auto?«
»Sicher.«
»Da wirst du noch warten müssen. Hast du nicht davon gehört, dass der Mistral einige Bäume entwurzelt hat, die sich ausgerechnet quer über die Zufahrtsstraße nach La Rostelle gelegt haben? Bis die weggeräumt worden sind, ist der Nachmittag angebrochen. Bis dahin bist du längst wieder im Bistro.«
»Davon weiß ich nichts.« Colette überlegte. Dass der Mistral Bäume entwurzelte, war nicht ungewöhnlich. Bis man die Straße wieder freigeräumt hatte, vergingen meist einige Stunden.
»Es lohnt sich, zu uns zu kommen. Rafugil möchte gern mit dir reden und dir ein Angebot machen. Mehr kann ich nun wirklich nicht sagen, Colette.«

Die Worte der Frau hatten Colette misstrauisch gemacht. Sie sprach zwar in Rätseln, aber ein gewisser Unterton in ihrer Stimme war doch herauszuhören gewesen. Sollte sie etwa mehr über ihren Job erfahren haben? Das musste Colette wissen.

»Bon«, sagte sie. »Ich werde zu euch kommen.«

»Sofort?«

»Oui.«

»Wir freuen uns, Colette.«

Gustave lachte ihr ins Gesicht. »Na, willst du der alten Schachtel einen Besuch abstatten?«

»Ja.« Sie suchte Geldscheine in der Jackentasche und erkundigte sich nach dem Maler.

Der Patron winkte ab. »Das ist ein komischer Typ, kann ich dir sagen. Er gehört nicht zu uns. Er kam und baute ein altes Haus um. Nach Süden hin ist alles Glas geworden, man spricht von einem Prachtbau.«

»Ja, das Haus habe ich gesehen.«

»Da musst du hin.«

Sie legte die Scheine auf den Tresen und verzichtete auf das Wechselgeld. Dann fragte sie noch:

»Hast du gehört, dass die Straße nach La Rostelle blockiert ist?«

»Nein, habe ich nicht. Aber es waren auch kaum Gäste hier. Der Mistral kostet mich ein kleines Vermögen.«

Sie lächelte ihm zu. »Du wirst es überleben.«

»Ja, du hoffentlich auch.« Das sagte er so dahin und schaute ihr mit glänzenden Augen nach, als sie das Bistro verließ. Himmel, das war ein Rasseweib.

Dieses Rasseweib schlug den direkten Weg zu ihrem neuen Ziel ein. Das Haus war an und in den Berg hineingebaut worden. Es lag also höher als das Bistro, und Colette war gezwungen, eine der kleinen Gassen hochzusteigen, die mit einem glatten Steinpflaster belegt war und die bei Sturm wie ein Kamin wirkte, durch den der Wind pfiff.

Er wühlte Staub, Papier und anderen Unrat auf, den er Colette wie eine Wolke entgegenblies und sie dazu zwang, die Lider zu Schlitzen zu verengen. Noch immer wunderte sie sich über den Anruf, aber an eine Falle dachte sie nicht im Traum. Dafür überlegte sie, ob sie tatsächlich Fehler begangen hatte, was ihren Job anging, was sie allerdings nicht glaubte.

Dafür dachte sie an den toten Deutschen. Möglicherweise hatte er etwas über sie herausgefunden und sein Wissen weitergetragen, sodass jetzt jemand versuchte, eine kleine Erpressung zu starten.

Sollte das der Fall sein, würde sich dieser Unbekannte wundern. So leicht ließ sie sich nicht ins Bockshorn jagen, schon gar nicht von irgendwelchen Typen, die hier wie am Ende der Welt lebten und von der Übrigen so gut wie nichts mitbekamen.

Außerdem war sie eine Frau, die es verstand, sich zu wehren. Nicht nur mit Worten, sondern auch körperlich. Das hatte schon mancher Mann zu spüren bekommen.

Aber sie dachte über Rafugil nach. Von ihm hatte sie bisher so gut wie nichts gehört, mal abgesehen von dem, was ihre Mutter so an Klatsch erzählt hatte, und da war er nur am Rande erwähnt worden.

Jedenfalls hatte er das alte Haus am Felsen toll umbauen lassen, die Vorderfront mit der alten Tür und den mächtigen Steinmauern erhalten und das Glas nur nach hinten angelegt wie einen über dem Abgrund schwebenden Wintergarten.

Sie bog in eine noch engere Gasse ab, die sehr verwinkelt war, und blieb vor der schmalen Eingangstür stehen, zu der zwei ausgetretene Steinstufen hochführten.

Eine getigerte Katze, die miauend an der Hauswand stand und den Rücken an einem Regenrohr gescheuert hatte, huschte davon, als Colette Mercier stehen blieb, nach einer Klingel Ausschau hielt und überrascht ein Stück zurückwich, als die Tür von innen geöffnet wurde.

Die ältere Frau blieb auf der Schwelle stehen. Sie streckte Colette die Hand entgegen. »Willkommen bei uns. Ich freue mich. Ich freue mich wirklich.«

Colette nickte. Trotz der freundlichen Begrüßung fühlte sie sich nicht wohl. Da war ein gewisser Instinkt, der sie warnte und vorsichtig werden ließ. Außerdem gefiel ihr die Person nicht. Sie hatte sie früher zwar schon mal gesehen, aber heute kam ihr Edna vor wie eine Fremde.

»Bitte, ich bin hier. Jetzt können Sie mir sagen, was Sie von mir wollen.«

»Sicher, aber nicht bei diesem Wetter und draußen. Kommen Sie doch herein, Colette.«

Sie siezte die junge Frau. Am Telefon hatte sie Colette noch geduzt - seltsam. Das Ziehen in der Magengrube ließ sich nicht unterdrücken, und Colette spielte mit dem Gedanken, sich einfach umzudrehen und zu verschwinden.

Hinter Edna lag ein Flur oder ein Raum, so genau war das nicht zu erkennen, weil alles in einer gewissen Düsternis verschwamm, als würden Schatten ihr wie ein Vorhang den Einblick verwehren.

Dieses Haus strömte etwas aus, das Colette nicht gefiel. Es wirkte irgendwie unheimlich.

Edna bemerkte ihr Zögern und fragte mit leicht spöttischer Stimme: »Fürchten Sie sich vor mir?«

»Nein, nein«, erklärte Colette dennoch etwas unsicher, »das bestimmt nicht, Edna.«

»Dann bitte.«

Sie gab den Weg frei, und Colette Mercier gehorchte wie unter einem Zwang und trat ein. Bevor Edna die Tür wieder schloss, schaute sie nach draußen, bewegte den Kopf hin und her und konnte keinen Zeugen entdecken.

Wenn man sie fragte, dann würde sie alles abstreiten. Colette hatte das Haus nie betreten.

Aber sie war jetzt da, und sie war hineingetreten in dieses ungewöhnliche Zwielicht, das hinter der Tür herrschte und sich in einem ziemlich großen Raum ausbreitete, den Colette hier kaum vermutet hätte.

An den Wänden hingen düstere Bilder. Der Boden war voll gestellt mit alten Möbeln, kleinen Schränken, Anrichten, Vitrinen. Zwei Wandlampen verstreuten ein gelblichbraunes Licht, das aussah wie eine leicht verschmutzte Decke.

Im Hintergrund stand eine breite Tür offen. Dahinter lag ein Raum, in dem es heller war.

Und aus ihm drangen die Echos der Schritte hervor.

Sie klangen hart und gleichzeitig dumpf, als würde irgendetwas auf einen metallischen Untergrund schlagen. Es waren die Schritte eines Mannes, und Colette rechnete mit dem Auftauchen des Malers.

Sie sah ihn.

Sie bekam eine Gänsehaut. Die Ahnung einer Gefahr steigerte sich hin bis zu einem Wissen, das schrill in ihrem Kopf nachhallte. Dieser Maler war - das Haus war - alles war - eine Falle.

Plötzlich lachte jemand hinter ihr.

Es war Edna.

Und sie sagte auch etwas: »Willkommen in deinem Grab, Süße!«

Colette dachte an die Waffe in der Handtasche, die an einem Riemen über ihrem linken Arm hing.

Sie duckte sich, sie flirrte herum, sie wollte die Tasche öffnen, eigentlich alles gleichzeitig tun, um dieser Falle zu entrinnen.

Sie schaffte weder das eine noch das andere.

Dafür sauste etwas auf sie zu. Es war schwarz und wuchtig und erwischte sie am Kopf mit vehementer Wucht.

War sie es, die schrie?

Nein, es war nur der Triumphschrei dieser alten Frau, die sie auf dem Weg ins Nichts begleitete…

***

Manchmal hatten wir den Eindruck, als hätte der Sturm nur auf unseren Wagen gewartet, um ihn wegzupusten, aber der Renault 19 zeigte sich störrisch. Er tat seine Pflicht und hielt die Bahn, als wollte er den Naturgewalten beweisen, dass eine gute Technik auch mal stärker sein kann.

Dabei war die Landung in Nizza bei diesen Böen schon schlimm genug gewesen. Die Tragflächen hatten gewackelt wie die Arme eines Seiltänzers, der sich um sein Gleichgewicht bemühte. Hinzu waren die Stöße gekommen, die unsere Maschine erschüttert hatten.

Wir hatten alles überstanden, letztendlich auch die Fahrt mit dem Wagen nach La Rostelle, einem Ort, der in den Seealpen lag und auf uns den Eindruck machte, als wäre er aus dem Gestein und Felsen herausgewachsen.

Aus größerer Entfernung sah es so aus, als gäbe es überhaupt keine Zufahrt nach La Rostelle. Die Straße schien irgendwo zwischen den Felsen zu enden. Doch die Natur hatte Lücken gelassen, die von den Ingenieuren ausgenutzt worden waren, und so führte die Strecke um Kurven, schmale Stellen, an Abgründen vorbei, und auch über kleine Brücken hinweg bis zum Ziel.

La Rostelle war ein Ort in den Bergen, nur selten von Touristen besucht. Er lag relativ hoch und wurde von zerrissenen Felswänden abgeschirmt.

Aber nicht gegen den Mistral, denn der hatte es geschafft, in die Gassen einzudringen. Er durchwehte sie, als wären sie Kamine, er heulte, er jammerte, er tobte, er schleuderte Abfall vor sich her und drehte das Zeug zu Kreisen, und er rüttelte an all den Dingen, die nicht bombensicher befestigt waren.

Von Straßen konnten wir nicht sprechen. Was den Ort durchzog, waren Gassen, meist gepflastert mit holprigen Kopfsteinen. Die Gehsteige fehlten, denn für sie war kein Platz mehr vorhanden.

Zwar wirkte La Rostelle nicht gerade wie ein Geisterort, aber Menschen sahen wir kaum. Nur einmal kämpften zwei junge Männer gegen den Sturm an, sie schlichen geduckt an einer Hauswand entlang.

Ich sah Sukos Gesicht an, was er dachte. Hier waren wir am Ende der Welt gelandet.

Ich fuhr, konnte mich deshalb nicht umschauen, aber Sukos Kopf bewegte sich ständig. Er suchte nach irgendwelchen Fixpunkten, vielleicht auch nach einem Parkplatz.

Nun befanden wir uns nicht zum ersten Mal in einem Ort wie diesem. Wir wussten auch, wo es in den kleinen Bergdörfern etwas mehr Platz gab. Und war der Ort auch noch so klein, ein Marktplatz war immer vorhanden, und der lag stets im Zentrum.

Da rollten wir hin.

Alle Straßen führen bekanntlich nach Rom, und in La Rostelle mussten wir irgendwann zwangsläufig auf einen Marktplatz treffen. Getäuscht hatten wir uns nicht.

Nach einer Kurve bekamen wir große Augen. Da bildete sich am Ende der Straße ein kleiner Platz, auf dem sogar noch ein Brunnen

stand, der allerdings kein Wasser abgab.
Hier sahen die Häuser etwas anders aus. Sie waren höher, sie wirkten amtlicher, aber zwischen ihnen verteilten sich auch kleine Geschäfte, winzige Läden, voll gestopft mit allem möglichen Krimskrams.
Es gab ein Café, das relativ große Bistro war ebenfalls vorhanden, und alles wies darauf hin, als würde man sich hier treffen, wenn man unter Leute gehen wollte.
Wir konnten uns den Parkplatz aussuchen und stellten den Leihwagen vor den Brunnen. In seiner Mitte stand eine große Frauengestalt, die ihren steinernen Kopf gesenkt hatte.
Wir stiegen aus.
Sofort packte uns der Wind.
Ich hatte genug über den Mistral gehört. Dieser trockene Wind raste das Tal der Rhone hinunter, wenn im Golfe du Lyon ein Tiefdruckgebiet entstand und kühle kontinentale Luft ansog. Dabei wurde der Luftstrom durch das enge Tal zwischen den Cevennen und den Alpen wie durch eine Düse verstärkt.
Wenn Mistral herrschte, spielten die Menschen verrückt. Wenn wir ihm länger ausgesetzt waren, würden wir sicherlich Kopfschmerzen bekommen. Der starke Wind wirbelte Staub auf, der gegen unsere Kleidung kratzte und auch über den Lack der Fahrzeuge schliff.
Wir hatten uns natürlich zuvor einen Plan zurechtgelegt und wollten als Reporter auftreten, die gleichzeitig Bekannte dieser gewissen Colette Mercier waren.
Näheres oder Persönlicheres hatten wir über sie nicht herausgefunden. Nur ihren Namen kannten wir, alles andere lag im Dunkel.
Unser Wagen stand nicht als Einziger nahe des Brunnens. Noch andere Fahrer hatten hier ihre Autos abgestellt. Mir fiel ein hellroter Mercedes auf, ein Zweisitzer mit französischem Kennzeichen. Seine schöne Farbe hatte einen hellbraunen Staubüberzug bekommen.
»Wohin?«
Ich deutete auf das Bistro. Es sah mir so aus, als könnten wir dort mehr erfahren.
Suko nickte. »Okay, reden wir mal mit den Leuten.«
Der Mistral hatte eine Atempause eingelegt. Jedenfalls pfiff er nicht mehr so stark durch die kleinen Straßen, und uns wurde weniger Staub entgegengeschleudert.
Vor dem Bistro hatte jemand die Tische und Stühle zusammengestellt und sie zusätzlich noch mit einer Kette gesichert, die ebenfalls vom Wind bewegt wurde, sodass ihre einzelnen Glieder gegeneinander klirrten und eine schrille Melodie verursachten.
Wir stießen die Tür auf.
Eine Glocke bimmelte leise, sodass der Wirt, der hinter der Theke

stand, den Kopf hob und die Zeitung sinken ließ, als wir, die neuen Gäste, eintraten.

Der Raum war typisch für ein Bistro. Glatte Wände, behängt mit Plakaten, die allesamt Rennautos zeigten. Die runden Tische, die schmalen Stühle, eine blitzende Espresso-Maschine auf der Theke.

Das Bistro war jedoch kaum besucht.

Zwei Gäste hockten im Hintergrund. Sie hatten uns schon seit der Ankunft beobachtet, denn ihr Tisch stand dicht an einem Fenster, das bis zum Boden reichte und einen perfekten Überblick auf den kleinen Marktplatz bot.

Es waren dunkelhaarige Männer, die irgendwie nicht in den Ort passten. Möglicherweise lag es an ihren hellen Anzügen, die mehr nach Cannes oder Nizza passten. Es konnte aber auch das Gehabe der Knaben sein, das uns misstrauisch machte. Sie gaben sich locker, lässig, gleichzeitig aber wachsam.

Wir nahmen nur aus den Augenwinkeln von ihnen Notiz. An Sukos Nicken erkannte ich, dass er beide sehr wohl registriert hatte und bestimmt auch über sie nachdachte. Wahrscheinlich gehörte ihnen der rote Mercedes da draußen.

Wir gingen vor bis zur Theke, denn dort standen vier schmale Hocker. Ihre dünnen Beine sahen aus wie Stäbe, die jeden Augenblick zusammenbrechen konnten.

»Bonjour«, grüßte der Wirt, lächelte und strich über seinen Bauch. »Bei diesem Wetter hier? Das ist schon eine Leistung.«

»Ja«, bestätigte ich, »der Weg von Nizza hier herauf war wirklich kein Vergnügen.«

Der Wirt lachte. »Aber jetzt sind Sie bei Gustave und können es sich gut gehen lassen.«

»Das hoffen wir.«

»Was kann ich servieren?«

Ich hatte Durst, bestellte ein Glas Muscadet und eine Flasche Wasser dazu.

Suko nahm nur Wasser, entdeckte einige frische Croissants auf einem Tablett und bestellte eines. Es schmeckte ihm so gut, dass auch ich Appetit bekam und ebenfalls ein Hörnchen aß.

Gustave freute sich, dass es uns schmeckte. Männer in seinem Beruf waren immer redselig, und auch hier hatten wir uns nicht getäuscht. Ich hatte mir kaum Lippen und Finger mit der Serviette abgewischt, als er uns nach dem Grund des Besuches hier fragte.

»Wieso?« Suko tat erstaunt.

Der Wirt musste lachen. »Hören Sie, Monsieur, freiwillig fährt niemand hier herauf. Wir liegen zu abseits und stammen noch aus dem letzten Jahrhundert.«

Suko winkte ab. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Aber Sie

haben Recht, wir sind tatsächlich nicht grundlos gekommen.«

»Wusste ich es doch.«

»Es geht uns um eine Frau, die wir gern gesprochen hätten.«

Gustave räusperte sich. »Soll die hier wohnen?«

»Ja.«

Er stemmte die Hände auf die Theke und drückte seine Arme durch. »Franzosen sind Sie nicht. Was oder welche Person kann interessant für zwei Fremde sein?«

Ich antwortete und senkte meine Stimme. »Colette Mercier. Wir müssen mit ihr reden.«

Es erfolgte eine Reaktion, die mich überraschte. Der Wirt starrte mich an, dann Suko, schließlich wieder mich, schaute an uns vorbei zu dem Tisch mit den beiden Männern, von wo wir das Rücken von Stühlen hörten, und fragte flüsternd: »Sie auch?«

»Wer denn noch?«

Er bekam große Augen, zündete sich eine Schwarze an und streckte den Daumen aus, dessen Spitze zwischen uns hindurchzeigte. »Diese beiden Männer.«

Zum Glück hatte er leise gesprochen. Die Männer hatten ihn nicht gehört. Ob sie unsere Worte verstanden hatten, wusste ich nicht. Wir fühlten aber ihre Blicke auf unseren Rücken brennen. Die beiden gefielen mir immer weniger.

Ich legte einen Zeigefinger auf meine Lippen und tat damit etwas, was international verständlich war. Über den Tresen schob ich einen Geldschein, den der Wirt lächelnd einsteckte. Damit hatte ich ihn auf unsere Seite gezogen.

»Kennen Sie die?«

»Nein, aber sie benehmen sich schlecht. Haben ein großes Maul und behandeln mich wie Dreck.«

»Und wo ist Colette?«

»Was haben Sie denn mit ihr zutun?«

Ich beugte mich vor, sodass Suko an meinem Rücken vorbeischielen und die anderen Gäste im Auge behalten konnte. »Ich will ehrlich sein. Sie sind es ja auch. Wir sind Reporter aus London und wollten Colette Mercier interviewen.«

Jetzt staunte der Mann. »Tatsächlich?«

»Oui.«

»Ist sie denn so berühmt geworden? Ich meine, wir haben uns so etwas gedacht und…«

Ich gab eine Antwort und wich trotzdem aus. »Sie ist in internationalen Geschäften tätig und ziemlich bekannt. Zudem sieht sie gut aus, hat Karriere gemacht, und so etwas ist natürlich für Hochglanzmagazine immer ein gefundenes Fressen.«

Er nickte. »Ja, das glaube ich.«

»Aber mehr wissen Sie auch nicht - oder?«
»Nein.«
Wir hatten wirklich Glück gehabt, denn Gustave befand sich in einer Stimmung, die ihm die Zunge gelöst hatte, und ich wollte wissen, ob die beiden anderen Gäste auch nach Colette gefragt hatten.
»Das ist es ja, sie haben.«
»Und weiter?«
Er beugte sich vor, schlürfte aber schnell einen Martini und flüsterte: »Colette hat ja zwei Männer erwartet. Sie wollte sich mit ihnen hier treffen. Nur weiß ich nicht, wen sie gemeint hat. Euch oder die anderen beiden.«
»Wahrscheinlich uns.«
Gustave war nicht überzeugt und hob nur die Schultern.
»Können Sie denn sagen, wo sich Colette Mercier jetzt aufhält? Weshalb ist sie nicht hier, wenn sie jemanden erwartet hat?«
»Sie wurde angerufen.«
»Von wem?«
»Eine Frau aus dem Ort. Colette stammt von hier, sie kennt die meisten ja recht gut.«
»Wer war die Frau?«
Gustave ging nicht auf meine Frage ein und redete weiter. »In der letzten Zeit war Colette öfter hier…«
»Nur zu Besuch, nicht?«
»Richtig. Einmal habe ich sie mit einem Deutschen gesehen, der oben in einem der Ferienhäuser Urlaub machte. Sie saßen hier auf dem Brunnenrand und unterhielten sich.«
»Ist der Mann noch hier?«
Gustave senkte den Blick und schüttelte den Kopf. »Der ist tot, ein Unfall.«
»Was?«
»Ja, er brach sich das Genick, als er in den Schacht des Glockenturms der Kirche stürzte.«
»Wie kam das denn?«
Ich erntete zunächst ein Schulterzucken. »Niemand weiß es genau, aber wer in der Nacht in den Glockenturm klettert, muss mit so was rechnen. Das ist gefährlich. Außerdem ist es dort oben ziemlich baufällig. Die Geländer sind ziemlich altersschwach und morsch.«
»Da können Sie Recht haben.«
Der Wirt schlug mit der flachen Hand auf die Tresenplatte. »Und jetzt sagen Sie mal, weshalb Sie wirklich nach La Rostelle gekommen sind. Es geht Ihnen doch nicht um Colette.«
»Um was dann?«
»Da sind drei Mädchen verschwunden. Ein idealer Stoff für zwei Reporter, wie ihr es seid.«

Ich tat zerknirscht, auch Suko spielte gut mit, nickte und meinte: »Sie sind aber ein guter Beobachter.«

»Ja, das bin ich.« Er war stolz über das Lob. Dann schüttelte er den Kopf. »Es gibt trotzdem keine Spuren. Die Mädchen sind nie wieder aufgetaucht.«

»Hat man nicht nach ihnen gesucht?«

»Doch.« Er schaute Suko an. »Aber die Berge sind gewaltig. Wen sie einmal zu sich geholt haben, den geben sie nicht wieder her. Wenn sie wollen, dass jemand nicht gefunden wird, dann bleibt es dabei.« Er kam wieder auf das Thema zurück. »Habe ich mit den Mädchen Recht gehabt?«

»Auch.«

»Und Colette?«

Ich trank das Glas leer. Der Muscadet war gut und hatte mich erfrischt. »Sie war auch beunruhigt«, erwiderte ich. »Eigentlich ist sie es gewesen, die uns erst auf den Gedanken gebracht hat. Wir kennen sie schon etwas länger, und ich muss sagen, dass es sehr ungewöhnlich ist, wenn plötzlich drei Frauen verschwinden.«

»Das stimmt. Aber die Polizei hat keine Spuren entdeckt.«

»Gibt es denn Gerüchte?« fragte Suko.

»Wie meinen Sie das?«

»Man wird doch wohl geredet haben…«

Misstrauen schimmerte plötzlich in Gustaves Pupillen. »Geredet wird schon, aber man kam zu keinem Ergebnis. Mädchenhändler waren es bestimmt nicht. Die meisten sind anschließend der Meinung gewesen, dass sich die drei einfach abgesetzt haben.«

»Wohin denn?«

»An die Küste. La Rostelle können Sie doch vergessen. Das ist nichts für junge Leute. Aber Cannes, Nizza, St. Tropez, da bekommen die jungen Weiber doch feuchte Augen, wenn sie das hören. Oder meinen Sie nicht?«

»Ich kenne die Frauen nicht«, meinte Suko.

»Aber das können Sie mir glauben, Monsieur.«

Vom Tisch her meldete sich einer der Männer, weil er zahlen wollte. Seine Stimme klang kalt, befehlsgewohnt.

Der Wirt wieselte los, ich blickte aus dem Augenwinkel hin, sah aber nichts Verdächtiges.

Suko hatte sie länger im Auge behalten und legte seine Stirn in Falten. »Die haben immer zu uns herübergestarrt, John, und die Ohren gespitzt.«

»Können sie was verstanden haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wir haben leise gesprochen.«

Gustave redete locker mit ihnen, kassierte und wünschte ihnen noch

einen guten Tag.

Die beiden gingen. Als sie die Tür öffneten, bimmelte die Glocke. Sie spielte ihnen ein Abschiedslied.

»Jetzt sind Sie froh, wie?«, fragte ich, als Gustave wieder seinen Platz hinter der Bar eingenommen hatte und das Geld in die Kasse klimpern ließ.

»Das können Sie wohl sagen.«

»Und die beiden wollten auch mit Colette sprechen?«

»Ja.«

»Wo sind sie jetzt hin?«

»Ich hörte, dass sie hier eine Nacht bleiben wollen. Die suchen sich wohl ein Zimmer.«

»Ah ja. Das werden wir dann auch wohl tun müssen, wenn wir Colette nicht treffen.«

Suko hob einen Finger. »Aber Sie wissen, wo sie hingegangen ist, nicht wahr?«

Der Wirt bewegte seine Augenbrauen. Falten bildeten sich auf seiner Stirn. So zeigte er an, dass ihm die Frage peinlich war.

»Wem vertrauen Sie mehr?«, fragte Suko. »Uns oder den beiden anderen Gästen?«

»Das hat mit Vertrauen eigentlich nicht viel zu tun.«

»Sondern?«

»Vielleicht will Colette mit keinem reden.«

»Mit uns schon.«

»Ihr seid Reporter.«

»Und kennen sie.«

Er überlegte, drehte sich auf der Stelle, schielte auf die Küchentür, aber auch von dort erhielt er keine Hilfe. »Nun ja, Edna rief hier an.«

»Gut, aber wer ist Edna?« hakte ich nach.

»Eine ältere Frau. Sie ist schon über sechzig, lebt seit ihrer Geburt hier in La Rostelle, aber ich muss sagen, dass sie zu den Außenseitern gehört.«

»Inwiefern?«

»Nun, sie hat eine Arbeit angenommen, über die man sich im Ort die Mäuler zerreißt. Sie arbeitet für Rafugil.«

»Wer ist denn das schon wieder?« Suko lächelte.

»Ein Maler.«

»Aus La Rostelle?«

»Nein, zugezogen. Er hat sich hier ein Haus gekauft und es toll umbauen lassen.«

Suko schnippte mit den Fingern. »Ist es das Haus am Felsen, das eine sehr große Fensterfront aufweist?«

»Genau.«

Ich schaute meinen Freund an. »Woher weißt du das denn schon

wieder?«
Er zog die Lippen breit. »Ich habe mich umgeschaut, Alter, als wir auf den Ort zurollten.«
»Ach so.«
»Wie gesagt, er ist Maler, und er hat Edna engagiert. Aber er ist ein komischer Typ, denn Kontakt mit Menschen hat er kaum. Ein richtiger Einsiedler, der seine Burg kaum verlässt. Und für ihn arbeitet diese Edna.«
Ich wunderte mich. »Sagen Sie uns noch, was Colette Mercier mit ihr zu tun hat.«
Der Patron wollte das nicht, sondern schlug ein anderes Thema ein. »Hören Sie mal, ist die Straße wieder frei? Das wollte ich auch die beiden anderen fragen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Welche Straße meinen Sie?«
»Diejenige, die hier hochführt. Sie ist doch verschüttet gewesen, wie ich hörte.«
Suko und ich schauten uns an, schüttelten die Köpfe. »Wer hat Ihnen das denn erzählt?«, fragte ich.
»Colette.«
»Und woher wusste sie das?«
»Von Edna.«
»Nein, wir haben nichts festgestellt«, sagte Suko. »Vielleicht hat sie eine andere Straße gemeint.«
Der Patron schüttelte den Kopf. »Sicherlich nicht, denn es gibt nur die eine. Das wäre auch nicht so ungewöhnlich gewesen, der Mistral fällt oft genug Bäume.«
»Dann muss sich diese Edna wohl geirrt haben«, murmelte ich, und Suko fügte hinzu: »Möglicherweise bewusst geirrt.«
»Wieso?«
Wir gaben dem Wirt keine Antwort, sondern wollten wissen, was wir zu zahlen hatten.
»Jetzt haben Sie es aber eilig«, sagte er.
»Wir wollen uns nach einem Zimmer umsehen«, erwiderte ich.
Gustave grinste breit. »Nicht nach Colette Mercier?«
»Nach ihr auch.«
Er zählte zusammen und schrieb alles auf einen Zettel. »Dann drücken Sie sich mal selbst die Daumen, dass Edna Sie auch einlässt. Da ist sie sehr eigen, denn Besuch empfängt dieser Maler so gut wie nie. Höchstens Fremde.«
»Das sind wir auch.«
Er nannte uns die Summe.
Ich suchte in meiner Tasche nach Geldscheinen, legte noch ein großzügiges Trinkgeld hinzu und bedankte mich bei dem Patron.
»Was soll ich denn sagen, wenn Colette erscheint und nach Ihnen

fragt?«

Ich war schon vom Hocker gerutscht, drehte mich wieder um und lächelte ihm zu. »Sagen Sie einfach, dass John und Suko hier gewesen wären, das wird reichen.«

»Gut, danke, das habe ich behalten.«

Wir verließen das Bistro und spürten plötzlich beide das, was man ein ungutes Gefühl nennt…

***

Etwas kroch an ihrem Arm hoch, und im Magen spürte sie einen Druck, der jeden Augenblick explodieren konnte und sich bereits bis in ihren Kopf ausgebreitet hatte.

Colette Mercier ging es mies, sehr mies sogar, und sie hatte überhaupt keine Ahnung, was alles passiert war. Nur allmählich kehrte die Erinnerung zurück, sie tastete sich bruchstückhaft hinein in ihren mit Schmerzen erfüllten Kopf, aber es gelang ihr nicht, zu einem Resultat zu gelangen. Eines nur stand jedoch fest: Sie war in eine Falle getappt!

Und Edna hatte sie ihr gestellt. Ausgerechnet sie, ausgerechnet die Frau, der niemand etwas zutraute. Weshalb hatte sie das getan? Mit wem arbeitete sie zusammen?

Es waren einfach zu viele Fragen, die auf Colette einstürmten, sie drängte sie auch zurück und kümmerte sich zunächst um ihr persönliches Befinden.

Sie lag auf dem kalten Boden. Spürte die harten Steine, und sie merkte auch, dass die Kühle begann, durch die Kleidung zu dringen. Colette fror.

Lange würde sie hier nicht liegen bleiben können, das stand fest, und man hatte ihr auch zumindest die Chance gegeben, sich umzuschauen, denn es gab eine Lichtquelle.

Licht bedeutet Wärme, bedeutet auch Hoffnung. Beides konnte ihre Angst nicht mildern, aber sie war schon froh, dass man sie nicht in völliger Finsternis zurückgelassen hatte.

Colette richtete sich auf.

Schmerzen schossen wie Wellen durch ihren Kopf, liefen in ihrem Nacken zusammen, wo sie zu explodieren schienen, und sekundenlang hatte sie den Eindruck, einfach wegzufliegen, irgendwo gegen eine Wand zu schmettern.

Sie blieb jedoch hocken, der Anfall verging, die Schmerzen zogen sich zurück, allerdings nicht ganz. Sie blieben als leichtes Hämmern im Kopf.

Dann atmete sie durch. Sie tat es automatisch, als wollte sie ihr seelisches Gleichgewicht zurückerlangen.

Es klappte.

Allmählich ließen die Schwindelgefühle nach. Das Licht kristallisierte sich und war nicht mehr die taumelnde, tanzende Quelle, die von einer Seite zur anderen schwang, sondern jetzt klar vor ihr stand, aber trotzdem für sie meilenweit entfernt schien, denn zwischen ihr und dieser Lichtquelle stand ein unüberwindbares Hindernis.

Es waren Gitterstäbe!

Zunächst begriff sie es nicht. Sie zwinkerte mit den Augen, weil sie annahm oder hoffte, gegen Schatten zu schauen, die vom Licht der Lampen verursacht wurden, aber sie verschwanden nicht.

Die Gitter blieben…

Sie waren echt, so verdammt echt.

Also steckte sie in einem Gefängnis!

Polizei, Gefängnis, Verhöre, grinsende Kommissare, Menschen, die sich einen Spaß daraus machten, Gefangene zu quälen, und deren Gesichter hinter Wolken von Zigarettenrauch verschwanden.

Dieses Bild hatte Colette von den Polizisten. Es stimmte nicht, aber es kam immer wieder, weil sie auf der anderen Seite stand und sich vor Szenen wie den geträumten fürchtete.

Hinzu kamen noch die Bilder aus dem Fernsehen. Die zahlreichen Serien, in denen die Bullen auftraten wie Söldner und mit den Zeugen machen konnte, was sie wollten.

Dieser Traum verblasste, die Realität nahm wieder Besitz von Colette Mercier.

Sie erinnerte sich daran, dass jemand anderer sie in eine Falle gelockt hatte. Edna!

Das Gesicht so grau, so lauernd, die Lippen so grinsend. So war sie von dieser Person empfangen worden. Einer Frau, der niemand etwas zutraute. Sie hatte das Haus betreten, war aber nicht dazu gekommen, sich umzuschauen, denn ihr Bewusstsein war auf einmal verloschen.

Radikal, von einer Sekunde auf die andere.

Und jetzt dies.

Die Gitter, der Fels, das Gefängnis.

Sie zog sich an der Wand hoch.

Ziemlich wackelig stand sie auf den Beinen. Vorsichtig ging sie auf das Gitter zu und blieb dicht vor den Stäben stehen, sodass sie diese mit beiden Händen umfassen konnte.

Sie waren nicht blank. Irgendetwas kratzte über ihre Handfläche, wahrscheinlich Rost.

Sie stand da, schaute hinaus und schaffte es, die aufkeimende Panik zu unterdrücken.

Wo hielt man sie fest?

Ihre Umgebung sah aus wie ein Gewölbe. Schaute sie durch die Lücken der Stäbe, fiel der Blick in einen Gang. Auf der anderen Seite zog sich eine Mauer wie ein braungrauer Schatten dahin. Sie bestand

aus wuchtigen Steinen, schimmerte sehr feucht, und an manchen Stellen hatte sich Wasser gesammelt.

Die Lampe baumelte von der Decke. Nur eine simple Glühleuchte, die ihren matten gelben Schein in verschiedene Richtungen streute, sodass er auf den Wänden an bestimmten Stellen blitzende Reflexe schuf.

Minutenlang rührte sie sich nicht, ließ sich von der Stille einfangen, spitzte plötzlich die Ohren, als sie in der Ferne etwas hörte, das sie zunächst nicht identifizieren konnte.

Es war ein Brummen oder Rauschen, als würde etwas durch einen Kanal gepresst.

Wasser!

Ja, das musste Wasser sein, und Colette, die in La Rostelle aufgewachsen war, erinnerte sich wieder daran, dass es zahlreiche Wildwasserbäche gab, die aus den Bergen nach der Schneeschmelze ins Tal donnerten und durch die steinigen Betten schäumten, wobei sie manchmal sogar über die Ufer traten, sodass die Fluten durch den kleinen Ort rauschten.

Sie waren nicht überall zu sehen, nur hin und wieder verließen sie die Tiefe und gelangten ans Tageslicht, um sich weiter zu winden. Irgendwo talwärts mündeten sie dann in einen Fluss, der das Wasser in Richtung Meer trug.

Das Rauschen blieb gleichmäßig. Man konnte sich daran gewöhnen und es überhören, wenn man lange genug gelauscht hatte. Ihr erging es schon sehr bald so, dass sie dieses Geräusch vergaß, aber sie holte es sich wieder zurück, denn sie wollte herausfinden, wo der Fluss verlief.

Unter ihr, neben ihr?

Egal wie, es brachte ihr nichts. Höchstens ein winziges Stück Hoffnung, das allerdings wieder zerfiel, denn es gab wohl keinen Weg, der sie zum Wasser geführt hätte.

Also würde sie weiter warten müssen. Aber auf wen? Bestimmt nicht auf Edna.

Der Maler fiel ihr ein. Der Patron hatte davon gesprochen, und sie wusste auch noch mehr.

Im nächsten Augenblick war sie froh, sich festhalten zu können, denn ihr waren schlimme Dinge eingefallen.

Sie dachte an die verschwundenen Mädchen.

Drei waren es insgesamt.

Und sie hatte mit einem Fremden darüber gesprochen, mit dem Deutschen, dem sie nicht traute, der den Typ Sonnyboy gespielt hatte und jetzt tot war.

Und die Mädchen?

Niemand wusste über die Verschwundenen Bescheid. Selbst die Bullen hatten aufgegeben, nach ihnen zu suchen. Und wer sagte ihr

denn, dass es bei den drei verschwundenen Personen bleiben würde? Dass nicht noch eine vierte, eine fünfte…

Sie stöhnte auf, als sie daran dachte, dass sie möglicherweise die vierte sein könnte.

Verdammt auch.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie war einmal als zweibeinige Raubkatze bezeichnet worden, so fühlte sie sich jetzt nicht mehr. Sie kam sich eher vor wie eine gefangene Katze, die in ihrem Korb steckte, damit sie zum Tierarzt gebracht wurde.

Nach dem Fluch drang ein Zischen aus ihrem Mund. Dann fing sie an zu schreien.

Wild, laut und kreischend.

»Ich will hier raus! Verdammt, ich will hier raus!« Immer und immer wieder peitschte der Satz hervor, untermalt von einem harten Schütteln und Klappern, als sie an den Gitterstäben rüttelte, es aber nicht schaffte, diese zu lockern.

Sie blieben fest verankert.

Es dauerte eine Weile, bis sie feststellte, dass es keinen Sinn hatte, so zu reagieren.

So verlor sie nur Kraft, und es brachte nur die harten Stiche zurück, die durch ihren Schädel zuckten. Ohne es zu wollen, sank sie in die Knie. Ihre Handflächen glitten an den Stäben hinab. Rost rieselte auf den Boden vor ihren Füßen.

Schreien war sinnlos, das wusste sie, es kostete sie nur Kraft. Sie zwang sich, wieder logisch zu denken. Colette riss sich zusammen, machte sich selbst Mut, indem sie sich ausschimpfte und sich sagte, dass sie doch keine Memme wäre.

Sie gehörte einer mächtigen Organisation an, die es nicht untätig hinnehmen würde, wenn sie spurlos verschwand.

Auch würde man sie hier unten nicht verhungern und umkommen lassen. Irgendwann musste jemand kommen.

Nichts geschah ohne Motiv.

Und es kam jemand.

Sofort richtete sie sich wieder auf.

Irgendwo rechts im Hintergrund hörte sie ein Quietschen und Knarren, wie es nur eine alte Tür abgeben konnte, die geöffnet wurde. Es war ein Laut, der auf ihrem Körper eine Gänsehaut erzeugte, sie wieder frieren ließ, aber gleichzeitig die Spannung wie ein Netz in ihr aufbaute.

Gleich passierte etwas - bestimmt sogar…

Tief holte sie Luft. Plötzlich fing sie an zu zittern. Sie konnte sich nicht mehr halten. Ihre Beine wollten nachgeben, sie musste sich beherrschen, um den Ankömmling nicht laut anzuschreien.

Er kam näher.

Seine Schritte erzeugten einen seltsam dumpfen Klang. Sie pochten auf, dann schleiften sie über den Boden, und das Pochen begleitete sie noch als Echos.

Immer näher kamen sie…

Colette Mercier wartete, die Hände noch immer um die beiden Stäbe gekrallt. Sie merkte, dass die Furcht in ihr hochstieg und dafür sorgte, dass Schweiß aus ihren Poren trat und sich auf ihrem Körper verteilte.

Noch sah sie den Ankömmling nicht, aber für sie stand fest, dass es nicht Edna war.

Die ging anders.

Blieb nur noch eine Möglichkeit. Der Maler.

Diese geheimnisvolle Person, der sie ihre Gefangenschaft verdankte. Noch hatte sie Zeit, um zu überlegen und sich einen Plan auszudenken, wie sie reagieren würde.

Eines stand fest: Sie würde hier nicht die Halbtote spielen oder die Person, die vor Angst in den Boden sank. Sie würde ihm erklären, dass sie anders war, dass er nicht mit ihr machen konnte, was er wollte.

Doch all diese Vorsätze verschwanden, als die Person so nahe herangekommen war, dass sie sie deutlich sehen konnte. Da wusste sie, dass sie die Verliererin in diesem teuflischen Spiel war.

Er sah - ja, wie sah er aus?

Sie dachte über einen Vergleich nach, aber es fiel ihr nur ein sehr simpler ein.

Er sah zum Fürchten aus.

Mit einer Person wie dieser hier jagte man kleine Kinder normalerweise Angst ein.

Er war groß und düster. Selbst als er in den Schein der primitiven Deckenleuchte geriet, änderte sich dies nicht. Er blieb das düstere Wesen mit den langen dunklen Haaren, die sich in Höhe des Nackens zu einer Außenrolle wellten und abstanden. Sein Gesicht war blass, ohne allerdings kalkig zu wirken. Umso dunkler sahen die Augen aus.

Sie konnten niemals stillstehen, sie bewegten sich hin und her, als wäre der Maler dabei, nach irgendwelchen Personen zu suchen, die ihm gefährlich werden konnten.

Seine Kleidung bestand aus einer Mischung zwischen Cape, Mantel und Kittel.

Aber auch sie war düster.

Ein sehr dunkles Grau, das schon beinahe schwarz wirkte.

Colette Mercier dachte daran, dass sie einen Maler vor sich hatte, und Maler trugen bei ihrer Arbeit eine bestimmte Kleidung. Zumeist einen weißen Kittel, dessen Grundfarbe mit einem bunten Muster aus allerlei Farben bekleckst war.

Er nicht.

Er war anders.

Er war das Böse!
Und er blieb dicht vor Colettes Gefängnis stehen. Hätte er die Hand ausgestreckt, so hätte er die Gitterstäbe berühren können, aber er ließ es bleiben und starrte sie nur an.
Der Maler stand so, dass er durch die Zwischenräume schauen konnte.
Er rührte sich nicht, er sprach nicht, er schien auch nicht zu atmen, er hielt den Mund geschlossen und schaute die Frau in diesem verdammten Felskäfig nur an.
Und es war der Blick, vor dem sich Colette fürchtete. Er glitt zwar über ihr Gesicht, dann auch über die gesamte Gestalt, trotzdem hatte sie den Eindruck, als würde er tiefer reichen, sich durch die Kleidung und die Haut fressen, sich von nichts hindern lassen, um ihre Seele auszuloten.
Ein böser, ein sezierender Blick, der ihr Furchtbares versprach, und sie wusste nicht, wo sie hinschauen sollte.
Endlich, nach einer Zeitspanne, die ihr dreimal so lang vorkam, wie sie tatsächlich war, bewegte er seinen rechten Arm und ließ die offene Hand am schimmernden Stoff seines Capes entlang in die Tasche gleiten, wo er die Finger bewegte, um dort etwas zu umklammern.
Er zog die Hand wieder hervor, diesmal zur Faust geballt, und Colette konnte den Blick nicht davon wenden. Deshalb sah sie auch das Lächeln auf seinen Lippen nicht, als er die Faust öffnete und ihr den Gegenstand zeigte, den er aus der Tasche geholt hatte.
Es war ein Schlüssel!
Er schimmerte blank, das Deckenlicht hinterließ auf dem gezackten Bart gelbe Reflexe.
Diesmal hob sie den Kopf.
Ihre Blicke begegneten sich.
Sie sah ihn nicken, und zum ersten Mal durchflutete sie Hoffnung, obwohl sie keine Frage gestellt hatte. Aber der Schlüssel bewies ihr, dass er bereit war, das Gitter zu öffnen, und das wiederum ließ sie aufatmen.
Aber was würde anschließend geschehen?
Colette dachte nicht weiter. Sie wollte einfach nicht daran denken, obgleich sie wusste, dass er mit ihr das Gleiche vorhatte wie mit den anderen drei Mädchen.
Für sie stand fest, dass nur dieser Maler hinter dem Verschwinden der Frauen stecken konnte.
In Hüfthöhe rechts von ihr war ein kratzendes Geräusch. Colette hatte nicht gesehen, dass der Mann den Schlüssel ins Schloss gesteckt hatte, sie hörte nur, wie er umgedreht wurde.
Seine linke Hand griff nach einem Gitterstab, ein leichter Ruck, ein kurzes Zerren - die Tür war offen.

Sie schwang ihm entgegen, in den Gang hinein. Er wich gleichzeitig zurück, sodass die Frau den nötigen Platz hatte, um das Gefängnis verlassen zu können.

Mit zittrigen Schritten übertrat sie die Schwelle und näherte sich dem Licht, das ihre Haut aussehen ließ wie gelbes Rinderfett, über das Öl gestrichen war.

»Geh!«, sagte er nur.

Zum ersten Mal hörte sie seine Stimme. Sie klang kratzig, überhaupt nicht angenehm, aber befehlsgewohnt, und Befehle würde er ihr geben, das stand fest.

Colette redete sich ein, dass alles andere besser war, als in diesem verfluchten Gefängnis zu stecken und irgendwann zusammenzubrechen. Wenn sie den Ort verließ, ging es wenigstens weiter, dann konnte sie etwas Neues erfahren, möglicherweise ergab sich auch eine Chance, aus dem Haus zu entfliehen.

Auf das Rauschen achtete sie nicht mehr. Wichtig war jetzt ihre unmittelbare Zukunft.

»Wohin?«, fragte sie.

Er deutete mit der Hand den Gang hinunter, und zwar in die Richtung, aus der er gekommen war.

Sie nickte, wagte nicht, in sein Gesicht zu schauen, und setzte sich in Bewegung. Gleichzeitig ärgerte sie sich über ihren ungewohnten und steifen Gang, der ihm wiederum zeigte, wie sehr die Furcht sie umklammerte.

Er blieb hinter ihr.

Sehr dicht sogar, und sie hörte seine Schritte. Zuerst das harte Aufsetzen, dann das Schleifen, als würde die Klinge eines großen Messers über ein breites Lederband bewegt, damit sie scharf wurde…

***

Es war ziemlich dunkel zwischen den Wänden der dicht zusammenstehenden Häuser, und dennoch konnten wir von einem grandiosen Blick sprechen, wenn ich das mal so sagen darf.

Wir hielten uns auch jetzt noch in La Rostelle auf, aber wir waren etwas außerhalb und standen an einer Stelle, von wo aus wir die Rückseite des Hauses sehen konnten, die tatsächlich aus einer imponierenden Glasfläche bestand.

Bei herrlichem Wetter würde sich der Sonnenschein darauf fangen und das Atelier perfekt erhellen, denn ein Maler brauchte gutes Licht, und dafür war die Provence berühmt.

Die schmale Straße führte bergauf und in eine Kurve hinein, deren Scheitelpunkt wir als Beobachtungsstandpunkt gewählt hatten. Wir lehnten an einem Geländer, das zu einer Brücke gehörte, die über einen reißenden Bach führte. Das Wildwasser schäumte und sah aus

wie grünes Glas, das sich in Wogen hochwellte, wieder fiel, zusammenbrach und sich in zahlreiche kleine Splitter auflöste.

Unter der Brücke führte eine Felswand fast senkrecht in die Tiefe und tauchte in das schäumende Wasser des Bachbettes.

Wir hatten auf dem Weg zum Ziel natürlich über verschiedene Pläne gesprochen und uns entschlossen, es nicht auf dem normalen Weg zu versuchen.

Einfach hingehen, klingeln und dann fragen, das würde nichts bringen. Wenn wir die Überraschung auf unserer Seite haben wollten, dann mussten wir es anders angehen und uns wie zwei Diebe an das Haus heranschleichen.

Ich hatte mich über das Geländer gebeugt und in die Tiefe geschaut. Der Mistral blies noch immer und fuhr wie eine nie abreißende Windwoge über meinen Rücken hinweg.

Als ich mich wieder aufrichtete, hörte ich Sukos Frage: »Wie sieht es aus, John?«

»Nicht gut.«

»Kann ich mir denken.« Er grinste, was mich wiederum überraschte.

»Warum grinst du so?«

»Wir können an einer anderen Stelle hinunter.«

»Und wo?«

Er winkte mir. »Komm mit.«

Ich folgte ihm achselzuckend, nicht sehr von seinen Worten überzeugt, aber Suko hatte sich aufmerksam umgesehen und an der rechten Seite der Brücke eine primitive Treppe entdeckt, die jemand kurzerhand in das Gestein geschlagen hatte.

Es waren zahlreiche Stufen, die tatsächlich bis zum Fuß der Felswand reichten.

»Gut?«, fragte er und grinste noch immer.

»Ich kann nicht meckern.«

»Dann wollen wir mal.«

Suko ging vor. Noch folgte ich ihm nicht und schaute hoch zum Himmel, der ein ungewöhnliches Muster zeigte. Vor dem tiefen Blau lagen ungewöhnlich gefärbte Wolkenfahnen. Eigentlich grau, aber durch die gebrochenen Strahlen der hinter ihnen liegenden Sonne flimmerte es bunt an den Rändern, weil die Strahlen von den dünnen Wolken gebrochen wurden.

Unten aber, wo das Wasser schäumte, war es düster. Nicht direkt finster, aber schon von dunklen Schatten überlagert, die an den Wänden schwebten und sich auch von ihnen zu lösen schienen, um sich über dem Bachbett auszubreiten.

Wenn wir den Boden erreicht hatten, würden wir genau unterhalb des gewaltigen Wintergarten-Ateliers stehen. Wie es von dort aus weiterging, mussten wir erst einmal sehen.

Suko hatte schon einen ziemlichen Vorsprung, als ich mich in Bewegung setzte. Ich ging schnell, denn von der Straße her vernahm ich das typische knatternde Geräusch eines Mopeds, und ich wollte nicht unbedingt gesehen werden.

Das Zweirad rollte vorbei.

Ich ging weiter.

Die Stufen waren uneben. Nicht nur von unterschiedlicher Höhe, sondern auch ausgetreten und mit Kuhlen versehen, die manchmal wie Fußstapfen wirkten.

Mir kam der tote Deutsche in den Sinn, und ich fragte mich, ob auch er diesen Weg gegangen war.

Ein Geländer war nicht vorhanden, und so balancierte ich hinter meinem Freund Suko her.

Je tiefer ich kam, umso mehr verstärkte sich der Eindruck einer unheimlichen Umgebung. Es war mir, als würden die Schatten immer stärker werden, sich zudem bewegen und von zwei Seiten auf mich zuwachsen, um mich zu umfangen.

Wir schritten in eine andere Welt hinein, aber nicht in eine stille, denn uns dröhnte das Rauschen des Wassers entgegen, das wie ein nie abreißender Schaumfluss durch das schmale Tal jagte und an den Stützpfosten des Wintergarten-Ateliers vorbeischäumte.

Nur noch wenige Stufen, dann hatten wir es hinter uns. Suko erwartete mich. Er hatte sich umgedreht, sein helles Gesicht schimmerte mir entgegen.

Beide spürten wir die Kühle, die das Wasser abstrahlte. Selbst im heißesten Sommer würde es hier immer angenehm kühl sein.

Suko hatte den Kopf gedreht und schielte schräg in die Höhe, der Außenscheibe des Ateliers entgegen, weil er dort nach einer Bewegung suchte. Er entdeckte jedoch nichts, nicht einmal eine Lampe brannte hinter der großen Glaswand.

Es war dunkel…

»Und wie geht es weiter, großer Meister?« fragte ich. »Willst du an den Pfeilern hochklettern?«

»Nein, das nicht.«

»Ein Glück.«

Er winkte wieder. »Immer nur mir folgen, der Herr. Verlass dich auf mich, dann…«

»Ja, dann bin ich verlassen.«

»Schäm dich.«

Ich schämte mich nicht, sondern blieb in seiner Spur und hoffte, dass er nicht vorhatte, den rauschenden Wildbach zu überqueren. Da würde ich ihm nur im äußersten Notfall folgen.

Es war nicht nötig. Wir hielten uns am linken Ufer und stiegen über mächtige Steine hinweg, die sich mit kleinen Platten ablösten, sodass

wir von einer zur anderen treten konnten.
Die meisten waren noch trocken, nur diejenigen, die dicht am Wasser lagen, zeigten einen feuchten Film, der leicht rutschig war, sodass wir uns sehr vorsehen mussten.
Wir gingen immer dichter auf die Felswand oder auf die Rückseite des Hauses zu und befanden uns praktisch unter dem Anbau. Von oben jedenfalls würden wir nicht mehr gesehen werden können, es sei denn, man schaute durch eine Klappe.
Es war so dunkel, dass wir eine Taschenlampe hätten gebrauchen können, aber die ließ ich stecken, so lange wir auch noch ohne Licht auskamen.
Manchmal peitschte der Wind in dieses Felstal und spielte mit der Gischt des Wildbachs. Er wehte sie wie dünne Tücher weg, die auch uns nicht verschonten, sodass wir nicht nur einmal von einer nassen Ladung erwischt wurden.
Weiter ging es…
Suko blieb irgendwann stehen und drehte sich um. »Ich habe mich doch nicht getäuscht«, erklärte er und lachte leise.
»Wobei nicht?«
»Da, die Tür!«
Zuerst fühlte ich mich von ihm auf den Arm genommen, weil ich sie nicht sah, sondern nur das gischtende Wasser, das an der Hauswand entlangströmte und plötzlich darunter verschwand, denn genau dort öffnete sich eine Lücke, die aussah wie ein großes Maul und breit genug war, um das Wasser zu schlucken.
Dieser Wildbach floss also unterirdisch weiter, unter dem Haus hindurch, und würde an einer anderen Stelle wieder an die Oberfläche treten, um dort seinen Weg talwärts fortzusetzen.
Die Tür lag nicht weit von dieser Einmündung entfernt und bildete die Rückseite einer Nische, die praktisch die gleichen Ausmaße hatte. Suko war schon hingegangen, hatte sich gebückt und untersuchte das Schloss, diesmal allerdings im Licht der Leuchte.
Als ich neben ihm stehen blieb, schaute er kurz hoch. »Es wird keine Probleme geben.«
»Ein altes Schloss?«
»Sicher.«
So koscher war die Sache nicht. Ich dachte auch an Hausfriedensbruch, doch auf der anderen Seite stand der begründete Verdacht, dass dieser geheimnisvolle Maler etwas zu verbergen hatte.
Zudem waren drei Frauen verschwunden, und einen BKA-Beamten hatte der Besuch von La Rostelle das Leben gekostet. Gründe genug, um unsere Bedenken zurückzustellen.
Suko hatte bereits ein schmales Werkzeug aus seiner Tasche geholt. Für diese Art von Arbeit war er zuständig, da musste man Geduld

haben und manchmal wie ein Filigrankünstler handeln. »Wenn die Tür nicht von innen verriegelt ist, hab ich sie schnell auf.«

Ich nickte. »Probiere es.«

»Sicher.«

Ich hörte nichts, weil das Rauschen des Wildbachs alle anderen Laute übertönte. Als Suko sich jedoch aufrichtete und mir zugrinste, da wusste ich, dass er es geschafft hatte.

»Offen.« Er drückte die Klinke nach unten und half mit der Schulter nach.

Die Tür schwang nach innen.

Natürlich nicht ohne Geräusche. Sie kratzte über den Boden, sie quietschte auch sicherlich in den Angeln, beides hörten wir aber durch das Rauschen des Baches nicht.

Wir konnten über die Schwelle treten.

Vor uns lag die Finsternis wie ein großer, schwarzer Sack, der alles bedeckte. Er hellte sich aber sehr schnell auf, als wir unsere Lampen einschalteten. Den größten Teil des Lichtes deckten wir mit der Hand ab, sodass gerade genug für eine Orientierung übrig blieb.

Ich schloss die Tür.

Still wurde es nicht. Irgendwo unter uns rauschte das Wasser weiter. Das Geräusch war nur als fernes Grummeln zu hören, aber die Feuchtigkeit war auch in dem Gang, den wir betreten hatten.

Wie Schleim schimmerte sie an den Wänden, bildete Tropfen und Schlieren und nistete in den Spalten und Fugen des unregelmäßig gewachsenen Gesteins.

Der Gang führte tiefer in das Haus hinein, sicherlich in einen benutzten Kellerbereich.

Und von dort würden wir möglicherweise über eine Treppe in die bewohnten Etagen gelangen.

Noch war es eine Theorie.

Wir würden sehen, was davon übrig blieb…

***

Der eine hieß Kirk, der andere Vaduc. Beide Männer gehörten zwar nicht zur Spitze des Syndikats, aber sie waren Leute für besondere Aufgaben. Haie zwischen den zahlreichen kleinen Fischen, die auch zubissen, wenn es sein musste, denn sie hatten schon zahlreiche Morde auf ihrem Gewissen.

Zudem zählten sie zu einem Clan der Exekutive unterhalb der Spitze und brauchten nicht erst nachzufragen, ob sie einen Widersacher aus dem Weg räumen sollten oder nicht. Diese Entscheidung überließ man ihnen selbst.

Sie waren Trouble-Shooter, kümmerten sich um Probleme jeglicher Art und hatten sich sofort in Bewegung gesetzt, als sie den Anruf der

Frau erhalten hatten.

Dass Frauen innerhalb der Organisation so hoch steigen konnten, daran hatten sich die beiden Machos erst gewöhnen müssen. Sie akzeptierten es jetzt, vermieden aber wenn möglich, in ihrem Job mit Frauen zusammenzuarbeiten.

Vor Colette Mercier allerdings hatten sie einen gewissen Respekt, denn diese Person hatte es tatsächlich geschafft, sich durchzuboxen. Nicht durch Gewalt und Mord, nein, allein durch ihr Wissen, denn sie war eine Expertin, was den Bereich der Organisation innerhalb der »Firma« anging, und eine gute Computer-Spezialistin, die perfekt für die weit verzweigte Logistik sorgte.

Nun aber schien sie in Schwierigkeiten zu stecken. Sie hatte von einem Deutschen gesprochen, der ihr nicht ganz geheuer war. Er hatte sich an sie herangemacht und mit ihr über belanglose Dinge gesprochen. Dennoch hatte ihr Instinkt sie gewarnt, und sie hatte Kirk und Vaduc vorsichtshalber herbeordert, um den Deutschen unter die Lupe zu nehmen und ihn, wenn es nötig war, aus dem Weg zu schaffen. Das hatte sich inzwischen jedoch von selbst erledigt, weil der Mann nicht mehr lebte.

Er war verunglückt…

Nur glaubten die beiden Männer nicht so recht daran. Unglücke waren ihnen immer suspekt, sehr sogar, denn ihre Arbeit musste oft genug danach aussehen, als wären irgendwelche Typen einem Unglück zum Opfer gefallen. Sollte das bei diesem Deutschen ebenfalls so gewesen sein, dann musste es noch jemanden geben, dem er im Wege gestanden hatte.

Und so etwas machte sie nervös.

Sie hatten sich La Rostelle angesehen und sich auch in dem Bistro aufgehalten, dort mit dem Wirt geredet und später zugeschaut, wie die beiden neuen Gäste gekommen waren, sich an die Theke setzten und ebenfalls gewisse Fragen stellten, die sich um den Fall drehten. Einige Male war der Name Colette gefallen, aber auch ein anderer.

Kirk und Vaduc verschwenden.

Draußen versteckten sie sich und warteten, bis auch der Chinese und der Engländer - seinem Dialekt nach musste er aus diesem Land stammen - gegangen waren. Dann hatten sie sich entschlossen, wieder in das Bistro zurückzukehren.

Weshalb der Patron plötzlich bleich wurde, wussten sie selbst nicht. Lag es an seinem schlechten Gewissen?

Kirk ging als Erster. Er war ein Mann, der bei den Leuten besser ankam als der etwas unheimlich wirkende Vaduc, dessen Eltern vom Balkan - aus Rumänien - stammten.

Kirk rutschte auf den Hocker. Sein Gesicht war sonnenbraun. Bartschatten bedeckten die Wangen.

Er lächelte, doch seine Augen blieben kalt wie Kieselsteine.

Auch der Patron versuchte zu lächeln, was ihm kaum gelang. Er konnte seine Verlegenheit nicht unterdrücken und wusste nicht, wie er beginnen sollte.

»Wollen Sie noch etwas trinken?«

»Vielleicht.«

»Nun, ich…«

»Pssst!« sagte Vaduc, der Kirk gefolgt war und sich neben ihm an die Theke stellte. Dann griff er nach einer in Reichweite stehenden Rotweinflasche, die noch verkorkt war. Er warf sie in die Luft, fing sie wieder auf wie ein Artist seine Keule, warf sie noch einmal hoch, hob dabei die dichten Augenbrauen und gab einen bedauernden Laut von sich, als er bewusst danebengriff.

Die Flasche fiel zu Boden, zerplatzte dort, und der Rotwein verteilte sich zwischen den Scherben wie dünnes Blut.

Gustave schloss die Augen. In Sekundenbruchteilen schoss ihm durch den Kopf, dass sich seine Befürchtungen bewahrheitet hatten. Die beiden waren zurückgekommen, um Terror zu machen.

Kirk sprach. Seine Stimme klang nett, beinahe sanft. »Es ist so!«, sagte er. »Mein Freund hat ein Hobby, das nicht ganz ausgereift ist, wenn du verstehst. Er kann fangen, aber oft genug greift er auch daneben, und manchmal dreht er sogar durch. Das geschieht immer dann, wenn der Mistral weht. Der Wind macht ihn fertig.«

»Wie meinen Sie das?«

Kirk deutete an Gustave vorbei. »Da kommt es ihm in den Sinn, Spiegel zu zerschmettern.«

Der Wirt dreht sich um. Hinter der Theke hing zwischen den Regalen ein alter Spiegel an der Wand, auf den er stolz war. Er wollte nicht, dass er zersplitterte. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn.

»Er schwitzt«, sagte Vaduc und zog seine Nase hoch, die wie eine dicke Knolle in seinem Gesicht saß. Der Mund darunter war schmal, die Lippen fast herzförmig. Im Gegensatz dazu standen die großen, fleischigen Ohren. Sie lagen sehr eng an und wurden zur Hälfte von dem krausen, fettig wirkenden Haar verdeckt.

Kirk lächelte. »So warm ist es doch nicht.«

»Finde ich auch.« Vaduc griff nach der nächsten Flasche.

Der Patron holte tief Luft. »Bitte«, flüsterte er, »bitte, was soll das denn?«

Vaduc staunte ihn an. »Mann, du kannst ja reden! Das ist aber ein Ding, wirklich.«

»Ja, ich rede.«

»Schön.« Kirk bestellte zweimal Wasser. Der Wirt stellte ihnen das Gewünschte mit zitternden Händen hin. Die Gläser klapperten mit den Rändern gegeneinander, als er sie trug.

Die beiden gossen das Wasser ein und tranken. Dann drehte Vaduc dem Wirt seinen kompakten Rücken zu, blieb so stehen und starrte zur Eingangstür.

Kirk übernahm das Reden. »Ich freue mich, dass du kooperativ bist, und ich wünsche dir auch, dass du dich weiter daran hältst, sonst machen wir aus deiner Bude hier Kleinholz.«

»Ja, ja…«

»Weiter. Weißt du, wen wir zu sprechen wünschen?«

Der Patron nickte. »Colette…«

Kirk freute sich. »Wie schlau du bist. Aber sie ist nicht gekommen, auch die anderen beiden hat sie einfach sitzen lassen. Jetzt überlegen wir natürlich, was der Grund sein könnte. Kann sie nicht kommen, oder will sie nicht kommen?«

»Sie - sie kann wohl nicht.«

»Ach. Ist sie tot?«

»Nein, das nicht.«

»Sondern?«

Der Wirt räusperte sich und wand sich wie ein Aal. »Es ist so - sie erhielt einen Anruf, als sie hier wartete.«

»Von wem?«, schnarrte Kirk.

»Von Edna.«

Der Wirt zündete sich eine Schwarze an, pustete den Rauch aus und nickte vor sich hin.

»Willst du nicht weiterreden?«, fragte Vaduc, ohne dass er seine Haltung um einen Millimeter veränderte.

»Ja, ich…«

»Wer ist Edna?«, fragte Kirk.

»Eine ältere Frau. Sie arbeitet bei einem Maler als Wirtschafterin. Sie wohnt in La Rostelle.«

Kirk breitete die Arme aus. »Na, das ist doch wunderbar, mon ami. Wir verstehen uns.«

Gustave grinste schief und senkte den Blick. »Ich - ich hoffe es.«

»Brav«, lobte ihn Kirk. »Sag uns doch, wo wir diese Frau und den Maler finden können.«

»Das ist ganz leicht, denn der Mann lebt in einem besonderen Haus, das eine große Rückwand aus Glas hat…« Er erzählte ihnen, was sie wissen wollten, und sie hörten sehr genau zu.

Kirks Gesicht zeigte einen immer zufriedeneren Ausdruck. Er war voll und ganz mit den neuen Informationen einverstanden, aber noch nicht zufrieden, denn er wollte wissen, wer die beiden anderen Fremden gewesen waren.

»Ich habe sie heute zum ersten Mal gesehen.«

»Gut, das glauben wir dir. Und weiter?«

»Ja, sie - sie wollten auch was von Colette.«

»Was denn?«
»Das weiß ich nicht!«, haspelte Gustave hervor. »Das weiß ich wirklich nicht…«
Vaduc stellte wieder eine Frage. »Waren es Bullen?«
»Keine Ahnung. Aber sie waren nicht von hier, auch keine Franzosen. Ich schätze, Engländer.«
»Die sich bestimmt nicht verlaufen haben«, meinte Kirk. »Dieses Kaff besucht man nicht ohne Grund. Wir haben ein wenig zuhören können. Hast du den anderen nicht das Gleiche erzählt wie uns?«
»Richtig.«
»Und sie haben sich auf den Weg gemacht, um den Maler und diese Edna zu besuchen?«
»Ich glaube schon.«
Kirk nickte und rutschte von seinem Hocker. Vaduc blickte ihn an und fragte: »Was ist denn, wenn der Kerl lügt?«
Kirk musste lachen. »Glaubst du denn, dass er sich das traut, mein Lieber?«
»Nein, eigentlich nicht. Das will ich gar nicht glauben, wenn du verstehst.«
»Dann kämen wir ja zurück.«
»Klar.« Vaduc schaute sich um. »Ich brauche nicht mehr als zwei Minuten, um hier zu renovieren.«
Kirk lachte. »Du wirst langsam.«
»Nein, nein. Sie müssen mir glauben!«, rief der Patron. »Ich habe sie wirklich dorthin geschickt.«
»Ist ja schon gut, Junge, ist ja schon gut. Wir glauben dir alles, was du uns sagst.«
»Er ist doch so lieb.« Vaduc grinste den Wirt kalt an. Der hatte den Eindruck, von einem Haifisch angelächelt zu werden, so böse war dieses Grinsen.
Kirk nickte. »Dann wollen wir dich nicht länger stören, mon ami. Du musst schließlich noch den Rotwein aufwischen. Ich werde meinem Partner sagen, dass er demnächst mit leeren Flaschen oder mit weichen aus Kunststoff seine Übungen macht.«
Sie gingen.
Hinter der Theke stand der Patron und zitterte. Innerlich schlug er zehn Kreuzzeichen, dass sie endlich verschwunden waren. Er schrak nur noch einmal zusammen, als die Tür krachend hinter ihnen zufiel. Danach war Ruhe.
Gustave hatte weiche Knie bekommen. Er ließ sich auf den Schemel hinter der Theke fallen und vergrub sein Gesicht in beide Hände, als würde er sich schämen.
In der Tat kam er sich vor wie ein Verräter, aber was hätte er denn machen sollen?

Währenddessen hatten sich Kirk und Vaduc entschlossen, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Die Strecke war nicht weit, außerdem würden sie mit dem Wagen mehr auffallen.

Der Mistral wehte immer noch. Er hatte ein ungewöhnliches Licht mitgebracht, das so seltsam klar und gläsern wirkte, als wollte der Tag noch einmal beweisen, was er konnte, bevor er sich verabschiedete und der Nacht wich.

Vaduc war sauer. Er ging knurrend neben Kirk her, der seinen Freund gut kannte. Er wusste, dass der Rumäne ein Ventil brauchte, um seinen Frust abzulassen. Wer ihm jetzt ein schiefes Wort sagte, den würde er in den Boden stampfen.

Beide glaubten nicht, dass die Haushälterin und ihr Chef ihnen Ärger bereiten konnten.

Wahrscheinlich würden sie zusammenzucken, wenn sie nur an der Tür auftauchten, aber das war nicht das Problem.

Während Vaduc mit seinem Frust kämpfte, dachte Kirk über ganz andere Dinge nach.

Was hatte Colette Mercier dazu veranlasst, ausgerechnet dem Maler einen Besuch abzustatten? Kirk konnte sich nicht vorstellen, dass es bei ihr rein nostalgische Gefühle waren, weil sie ja aus La Rostelle stammte - nein, dahinter musste etwas anderes stecken, das hoffentlich nicht in einem für die Organisation gefährlichen Zusammenhang stand.

Sie gingen durch die schmalen Gassen, die ihnen manchmal vorkamen wie Schluchten, weil die Hauswände doch sehr dicht beisammen standen. Auf der Straße ließ sich kaum jemand blicken. Und wenn, dann hatte er es eilig, ein schützendes Haus zu erreichen, um dem Mistral entgehen zu können.

Es war nicht sehr weit, dennoch ärgerten sie sich, da das Gelände ziemlich steil anstieg.

Das Haus des Malers lag zwar nicht ganz oben, aber auf halber Höhe.

Es lag auf der linken Seite, und seine Fassade hatte eine schmutzig graue Farbe. Die Fenster waren nicht sehr groß. Sie sahen aus, als hätte man Quadrate aus dem Mauerwerk herausgeschnitten. Nur hinter den wenigsten hingen Gardinen.

Vor der Tür blieben sie stehen. Vaduc hatte seine Hand unter die Jacke geschoben. Dort umklammerte er den Griff seines mit einem Schalldämpfer versehenen Revolvers. Kirk schüttelte unwillig den Kopf, und Vaduc ließ den Arm wieder sinken.

Kirk schellte.

Drinnen war nichts zu hören.

Es geschah auch nichts, niemand kam, um die Tür zu öffnen. Vaduc wurde sauer. Er verzog den Mund und holte scharf Luft.

»Rein müssen wir«, sagte Kirk und klingelte erneut. Er ließ seinen

Finger länger auf dem Knopf, und diesmal kam jemand.

Sie traten zurück. Kirk nur einen Schritt nach hinten. Vaduc aber baute sich im toten Winkel links neben der Tür auf. Er verschmolz fast mit dem Mauerwerk.

Dann war sie da.

Kirk schrak zusammen, denn so hätte er sich die Frau nicht vorgestellt. Sie sah aus wie eine alte Hexe, wie man sie aus Bilderbüchern kannte. Ihr Haar war grau und strähnig, sie trug eine ebenfalls graue Kleidung, und selbst die Gesichtshaut war grau und mit scharfen Falten übersät, die wirkten, als wären sie in die Haut gebügelt worden.

»Ja…?«

Kirk zauberte sein bestes Lächeln hervor, mit dem er bei Frauen so gut landete. Hier aber lächelte er gegen Granit. Er versuchte es trotzdem. »Ich möchte den Maler sprechen.«

»Hat Rafugil einen Termin mit Ihnen vereinbart?«

Er hätte jetzt bluffen und zustimmen können, aber er blieb bei der Wahrheit und verneinte.

»Dann ist nichts zu machen«, spie ihm die alte Frau entgegen. »Tut mir Leid.«

Sie wollte die Tür zustoßen, wie man das bei lästigen Vertretern tut, aber Kirk hatte etwas dagegen.

Blitzschnell stemmte er seinen Fuß in den Weg. Das Türblatt prallte gegen die Sohle.

Und von der Seite her tauchte Vaduc auf wie ein böser Riese, und diesmal hatte er die Waffe nicht mehr unter der Jacke verborgen.

Er hielt sie in der Hand und richtete die Mündung auf Madame Edna, die kaum erschrak, nur ihren Blick senkte und auf den langen Lauf der Waffe schaute.

»Pardon«, sagte Kirk, »aber Sie wollen es nicht anders. Wir müssen zu dem Maler.«

»Aber Rafugil will…«

Kirk redete. »Was er will oder nicht, das ist uns egal. Es geht uns auch nicht um den Pinselschwinger, sondern um eine Besucherin, die Sie bestimmt kennen.«

»Ach ja? Wen denn?«

»Gehen Sie erst mal zurück!«

Vaduc war noch immer stumm. Jetzt sprach seine Waffe. Er schoss nicht, er stieß nur den Lauf vor, sodass sich die Mündung in den Leib der Frau bohrte.

Sie musste zurück…

Hinter ihr war der Raum von einer ungewöhnlichen Düsternis gefüllt. Vaduc behielt die alte Frau im Auge, er war vorgegangen, Kirk rammte die Tür ins Schloss.

Sehr gleichgültig schaute Edna die beiden Männer an. Sie zeigte keine Spur von Angst, ignorierte den Revolver, was Kirk zumindest irritierte, wenn nicht misstrauisch machte.

Hatte sie etwas zu verbergen? Hielt sie einen Trumpf in der Hand? Möglich war alles.

Jetzt stellte er die Frage: »Wo ist Colette Mercier?«

Edna hob nur die Augenbrauen, ansonsten blieb ihr Gesicht starr. »Wen meinen Sie?«

»Colette.«

Sie nickte. »Oui, die kenne ich. Sie war vor Jahren hier, und sie…« Im nächsten Augenblick stöhnte sie auf, denn Vaduc hatte ihr den langen Lauf des Revolvers auf die linke Schulter gehämmert.

Er stieß sie hart zurück. Edna riss einen eisernen Stehkerzenleuchter um, der dumpf auf den Boden prallte. Dann fing sie sich wieder und hörte Vaducs Stimme.

»Wir sind nicht gekommen, um uns verarschen zu lassen!«, zischte er. »Wir wollen die Wahrheit hören.«

»Ja, aber…«

»Kein aber, oder ich schlage dich windelweich, Alte. Wo ist sie? Wo ist Colette Mercier?«

Edna schaute den Mann an. Und abermals sah Kirk keine Furcht in ihren Augen. Sie stöhnte auch nicht, obwohl sie Schmerzen haben musste. Sie rieb nur ihre malträtierte Schulter. Schließlich nickte sie oder deutete so etwas an. »Ja, ihr habt Recht, was Colette angeht. Sie ist hier, sie wollte Rafugil besuchen.«

»Wunderbar.« Kirk lächelte. »Warum nicht gleich so? Ich kann meinen Freund nicht immer zügeln. Sie hätten sich den Treffer ersparen können. Nun führen Sie uns zu Colette.«

Edna drehte sich um und ging vor. »Es ist nicht zu ändern«, murmelte sie. »Aber kommen Sie erst einmal mit in die Küche.« Danach ging sie so schnell, dass die beiden Männer Mühe hatten, ihr zu folgen, und Vaduc schon wieder wütend wurde.

»Der schneide ich beide Ohren ab!«

»Lass sie.«

Sie stolperten durch das Halbdunkel. Wie starre Gespenster standen die Möbelstücke an den Wänden. Dann musste sie nach links. Dort sahen sie auch Licht.

Es fiel aus einem Rechteck, dessen Tür offen stand. Hinter der Öffnung befand sich die Küche.

Edna war schon hinein und fast bis zu ihrem Ende durchgegangen, wo sie sich drehte und auf die beiden Männer wartete, die den Raum wachsam betraten.

Sie schauten sich um.

Edna lächelte spöttisch. »Was ist los? Sie sehen so unsicher aus.

Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.«

Kirk war an der Tür stehen geblieben. Seine Haltung wirkte zwar locker, aber Edna ließ sich nicht täuschen. Dieser Mann würde explodieren, wenn ihn etwas misstrauisch machte. Sie schätzte ihn als noch gefährlicher ein als seinen Kumpan, der mit gleitenden Schritten näher kam und tatsächlich stehen blieb, als Edna sagte: »Es reicht!«

»Und jetzt?«

Edna beantwortete die Frage nicht. Stattdessen schielte sie vorsichtig nach oben.

Dieser tumbe Schläger hatte sich genau den richtigen Platz ausgesucht. Er stand direkt unter den Töpfen und Pfannen, aber auch unter den langen Fleischermessern…

***

Colette hatte das Gefühl, weinen zu müssen, als es ihnen endlich gelungen war, den Keller und die finsteren Gänge hinter sich zu lassen. Sie waren über die ausgetretenen Stufen einer Treppe geschritten und eine Etage höher gekommen.

Hier musste sie stehen bleiben und atmete vor Erleichterung aus, während sie die Tränen unterdrückte.

Viel heller als im Keller war es auch hier nicht. Der Maler schien mit dem Licht zu sparen, nur bei seinem Atelier nicht, das war im Sommer sonnendurchflutet.

Sie standen sich in der Düsternis gegenüber. Bilder mit dunklen Motiven hingen an den Wänden.

Kleine Lampen, die wie Kerzen aussahen, gaben ein schwaches Licht. Jeder Körper, der hier stand, warf einen Schatten, und der wiederum zuckte, wenn sich der Körper bewegte, als wollte er von ihm fliehen.

Sie fasste sich ein Herz und stellte eine Frage: »Sollen wir hier warten?«

»Nein.«

Der Maler nickte.

»Wohin?«

Er streckte seinen Arm aus und berührte sie am Hals, wo die Haut bloß lag. Sie hatte das Gefühl, von einem toten Fisch gestreift zu werden.

Eigentlich hätte sie weglaufen sollen, aber sie brachte es nicht fertig, denn sie wusste auch, dass es dieser schattenhaften Gestalt sehr schnell gelingen würde, sie in diesem unbekannten Terrain einzuholen, da waren ihre Chancen gleich Null.

»Ich werde dir meine Bilder zeigen«, drang die geflüsterte Antwort aus dem Dunkel. Obwohl er so leise sprach, schwang doch Stolz in seiner Stimme mit.

»Mehr nicht?«

»Nein.«

Hinter ihrer Stirn wirbelten die Gedanken. Weshalb hatte er sie dann zu sich geholt? Nur um ihr die Bilder zu zeigen? Das konnte sie nicht fassen. Sie dachte an ihren Job, ihre gefährliche Aufgabe.

Eigentlich hatte sie damit gerechnet, dass es damit etwas zu tun haben würde, aber so…

Noch einmal fragte sie nach. »Wirklich nur die Bilder?«

»Ja, nur die Bilder. Aber sie sind etwas Besonderes, das will ich dir schon jetzt sagen.«

»Ich kenne keines Ihrer Werke.« Sie war bewusst höflich, wollte ihn auf keinen Fall verärgern.

»Die kennen viele nicht. Aber keine Sorge, ich werde sie irgendwann der Öffentlichkeit präsentieren, und du hast nun das Privileg, zu denjenigen zu gehören, die sie schon vor dieser Vernissage zu sehen bekommt. Das ist außergewöhnlich.«

»Allmählich glaube ich es selbst.« Sie fasste an ihren Kopf und berührte dort die Beule. Wieder zuckten Schmerzstiche durch den Schädel und ließen sie stöhnen. »Warum haben Sie mich niedergeschlagen?« fragte sie leise. »Warum?«

»Ich schlug dich nicht nieder.«

»Aber Edna.«

»Wir mussten auf Nummer sicher gehen.«

Colette wunderte sich, dass sie ein Lachen zu Stande brachte. »Auf Nummer sicher?«, wiederholte sie. »Nur, um mir Ihre Bilder zu zeigen, haben Sie mich zuvor niederschlagen lassen?«

»Natürlich. Es ließ sich nicht vermeiden.« Auf eine weitere Diskussion wollte er sich nicht mehr einlassen, denn er drehte sich abrupt um, streckte einen Arm aus, winkte mit der Hand und gab ihr das Zeichen, ihm voranzugehen.

Unsicher setzte sie ihre Schritte. Sie musste nicht zwischen verschiedenen Wegen wählen, es gab eigentlich nur diesen einen, den relativ schmalen Gang, der vor einer Treppe endete, die aus edlem Holz gefertigt war, anstieg und hochführte in eine andere Ebene, die von einer tiefen Düsternis erfüllt war.

»Was ist dort?« Colette Mercier war am Fuß der Treppe stehen geblieben. Instinktiv fürchtete sie sich vor dieser Dunkelheit, die alles zu schlucken schien, was sich ihr näherte.

»Mein Reich…«

»Das Atelier?«

»Richtig.«

Wenn er ihr seine Werke zeigen wollte, dann musste er irgendwann das Licht einschalten.

Zumindest Spotlights, die auf die Bilder gerichtet waren.

Licht bedeutete wieder Hoffnung. Sie würde mehr sehen und sich

umschauen können.

Im Haus war es ansonsten ruhig. Deshalb hörte sie auch ein fernes Geräusch. War das ein Rauschen gewesen? Wenn ja, dann musste dort Wasser fließen. Nein, das gaukelten ihre Sinne ihr sicher nur vor, weil sie das Geräusch von ihrem Aufenthalt in der Zelle noch im Ohr hatte.

Das neue Geräusch hatte anders geklungen. Wie ein Klingeln, und auch der Maler hatte es vernommen. Zudem schien es ihm nicht zu gefallen, denn er stand bewegungslos auf dem Fleck und lauschte.

Sie beschloss, seinen Zustand auszunutzen. Sie fühlte sich besser als in den Minuten zuvor, den großen Schock hatte sie überwunden. Ihre Ausbildung machte sich bezahlt. Sie hatte hart an sich gearbeitet, sie war geschliffen worden, man hatte ihr beigebracht, klar und logisch zu denken, Situationen schnell zu analysieren und die Nerven in kritischen Momenten zu behalten.

»Nervös?«, sagte sie.

»Nein!«

Sie wusste, dass der Maler log, und stieß wieder hinein in diese offene Wunde. »Aber es hat geschellt.«

Er drehte langsam den Kopf. In seinen Augen hatten sich Lichtstrahlen verirrt und riefen dort düstere Reflexe hervor. »Und wenn es wirklich geschellt haben sollte, es wird uns beide nicht berühren. Ich kann mich voll und ganz auf Edna verlassen.«

Das glaubte sie ihm aufs Wort. Sie erinnerte sich daran, wie Edna sie angeschaut hatte. Obwohl Colette hier geboren und aufgewachsen war und auch jeden Bewohner in La Rostelle kannte, war sie ihr trotzdem vorgekommen wie eine Fremde. Das Gesicht war nur mehr ein Zerrbild gewesen.

Diese Frau hatte unter fremdem Einfluss gestanden, und wahrscheinlich war es der des Malers gewesen.

Er bewegte sich wieder. Sein Arm schwang ihr entgegen. Colette überlegte, ob sie die Hand packen und versuchen sollte, den Mann mit einem Judogriff über ihre Schulter zu schleudern, denn sie hatte einen entsprechenden Lehrgang in Selbstverteidigung hinter sich.

Dann ließ sie es bleiben.

Er war einfach unheimlich, zu stark und mächtig und wirkte wie ein Blut saugender Vampir.

Das zu blasse Gesicht, das schwarze dichte Haar, die düsteren Augen, all das hätte gepasst. War er ein Vampir, ein Verfluchter der Hölle? Ein Wesen aus dem Jenseits?

Die Kälte, die Colette spürte, kam von innen. Vielleicht auch deshalb, weil er eine Hand gegen ihren Rücken gelegt hatte und sie endgültig auf die Treppe zuschob.

»Geh hoch…«

»Und wohin?«

»Du wirst die Ehre haben, mein Atelier und meine Werke sehen zu dürfen.«

»Ah ja…«

Colette dachte darüber nach, wie seine Bilder wohl sein würden. Wenn sie ein Spiegelbild seines Typs waren, dann mussten sie düster sein, drohend und sicherlich auch Angst einflößend. Oftmals zeigten die Werke der Künstler ja, was diese tatsächlich dachten oder was sich in ihrem Innern abspielte. Oft genug waren es Dramen, die nur nach außen dringen konnten, wenn sie umgesetzt wurden.

Sie schritt die Stufen hoch.

Jede gab ein dumpfes Echo zurück, wenn sie sie betreten hatte. Colette wurde den Eindruck nicht los, als würde das Holz leben, als wäre es mit ihr verbunden und gäbe das Echo ihres Herzschlages wider.

Ein Schafott fiel ihr ein. Dann der Delinquent, der seinem Tod entgegenschritt und über den hölzernen Aufbau musste. Wahrscheinlich hatte er seine letzten Schritte ebenso vernommen wie sie jetzt die ihren. Aber würde dieser Mensch es tatsächlich wagen, sie zu töten? Konnte er sich das überhaupt leisten?

Sie war eine Verwalterin des Todes, hatte zwar nur indirekt etwas mit Morden zu tun, aber sie wusste auch, dass sich selbst die mächtige Organisation absicherte, bevor sie daranging, einen unbequemen Menschen von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Das musste alles sehr sorgfältig abgewogen werden.

Sehr lang kam ihr die Treppe vor. Sie hoffte, dass sie nie zu Ende sein würde, denn irgendwie ahnte sie, dass dort das Grauen auf sie wartete.

Sie spürte Rafugil im Nacken. Er schlich hinter ihr her, manchmal raschelte seine Kleidung.

Und seine Schritte vermischten sich mit den ihren. Andere Geräusche hörte sie nicht. Wenn ein Besucher gekommen war, blieb er unsichtbar. Sie dachte auch an die beiden Männer, mit denen sie sich hatte treffen wollen. Es waren Experten, sie gehörten zu den besten Vollstreckern der Organisation. Wahrscheinlich würden sie den Ort auf den Kopf stellen, wenn sie Colette nicht fanden. Sie würden sicher herausfinden, dass sie mit Edna zu dem Maler Rafugil gegangen war, denn der Patron wusste es ja.

All diese Gedanken verwischten und lösten sich auf, als sie die letzte Stufe hinter sich gelassen hatte und das Atelier vor sich sah.

Sie war aus der Düsternis des Hauses hinein in eine andere Umgebung getreten und hielt unwillkürlich den Atem an, denn so etwas hatte sie nicht erwartet.

Das Licht brannte, aber es strahlte nur in eine bestimmte Richtung. Die kleinen Lampen waren an einer Lichtschiene festgeklemmt, die

unter der Decke verlief.

Sie strahlten ihr entgegen und gleichzeitig über Colette hinweg und ließen die gewaltige Scheibe des Ateliers im Dunkeln. Das Glas schimmerte sehr dunkel und hatte einen irgendwie dumpfen Ton zwischen Blau und Schwarz. Colette wurde an einen starren Vorhang erinnert, der sich nicht bewegen ließ.

Sie konnte nur staunen und merkte kaum den Druck der Hand, die sie in eine bestimmte Richtung lenkte, sodass ihr Blick auf die Bilder fallen musste.

Vier Bilder waren es.

Obgleich die Strahlen auf die Gemälde fielen, waren die Motive nicht genau zu erkennen, was auch der Künstler selbst merkte, denn er schob die Frau noch näher heran.

»Sieh sie dir genau an«, flüsterte er, »schau genau hin. Sie sind etwas Besonderes.«

»Wie das?«

»Sie sind so echt…«

Nachdem er den letzten Satz ausgesprochen hatte, spürte Colette auf ihrem Rücken einen kalten Schauer. Das Wort echt hatte sie unsicher werden lassen. So sprach eigentlich kein Künstler von seiner Arbeit. Da stimmte etwas nicht.

Überhaupt sagte ihr die Atmosphäre nicht zu. Obwohl sie nicht unmittelbar bedroht wurde, kam sie sich vor wie eine Gefangene. Hier war einiges anders als in der übrigen Welt, diese hier schien nicht mit Luft, sondern mit Schatten angefüllt zu sein, die jeder einatmete, wenner Atem holte. Colette kam sich trunken vor. Manchmal konnte sie nicht normal sehen, da fing die Umgebung an zu tanzen, sie schien dann von einer Seite auf die andere zu schwanken, nach vorn und wieder zurück zu gleiten. Dann war es ihr, als müsste sie erst wieder Atem holen, um ihre ursprüngliche Haltung einnehmen zu können.

Eine Welt mit anderen Gesetzen, die mit den irdischen kaum zu vergleichen waren.

Es fiel ihr schwer, dies alles zurückzudrängen und sich zunächst auf die Bilder zu konzentrieren.

Colette hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, immer zuerst nach den Rahmen zu schauen. Das tat sie bei jeder Ausstellung, denn erst der Rahmen zusammen mit dem Bild vermittelte den Gesamteindruck. Alles andere war für sie uninteressant.

Es waren düstere Rahmen, deren Farbe sie nicht genau erkennen konnte. Da sie das Licht allerdings an gewissen Stellen reflektierten, ging sie davon aus, dass sie lackiert worden waren.

Schwarz lackiert…

Sie spürte wieder den Druck in ihrem Innern. Das Gefühl wehrte sich gegen die äußeren Bedingungen und auch gegen die Motive der drei

großen Gemälde.

Der Künstler hatte zahlreiche Farben verwendet und sie miteinander gemischt. Zumeist waren es dunkle Farben. Blau, dann die Farbe Grau, aber zumeist herrschten Rottöne in allen Variationen vor.

Vom sehr hellen, schon blutigen Rot, bis hin zu einer Farbvariation, die mehr ins Violette tendierte und zusätzlich von einem dichten Schwarz gefüllt worden war. Vergeblich versuchte sie, Motive in den Bildern zu erkennen.

Die Farben bildeten ein Kaleidoskop aus düsteren Stimmungen.

»Du musst noch näher heran!«, wisperte hinter ihr der Maler. »Dann erst kannst du es sehen.«

»Ja, ja, schon, gut.«

Sie traute sich kaum, aber sie war dazu gezwungen, wenn sie die körperliche Nähe des Malers nicht so unmittelbar spüren wollte. Sie konnte ihn auch riechen. Von seiner Kleidung strömte ein ungewöhnlicher Geruch aus, so muffig und feucht.

Ihre wuscheligen Haare schienen unter der bedrückenden Spannung zu knistern, als sie die nächsten Schritte ging und sich auf das linke Bild konzentrierte.

Es zeigte das gleiche Motiv wie die drei anderen auch, aber da war etwas in der Mitte.

Mein Gott, das…

Sie hielt den Atem an.

Hinter ihr lachte der Maler.

Colette ging noch einen Schritt vor. Sie war jetzt so weit, dass sie alles sehen wollte, auch wenn die Ahnung, die sie anfiel wie ein Tier, ihr eine nie gekannte Furcht einjagte und sie sich vorkam wie jemand, der vor einem grausigen Abgrund stand. Aber sie musste es sehen.

Die Lampe streute ihr Licht gegen das Bild. Der Spot verbreiterte sich, je näher er auf das eigentliche Ziel zuglitt.

In der Mitte traf es.

Und da war das Motiv, es ließ sich nicht verleugnen. Das Bild zeigte eine junge Frau in einer knienden Lage, den Kopf zum Betrachter hingedreht.

Colettes Herz schlug noch schneller, denn das Gesicht der Person kam ihr bekannt vor.

Sie stammte aus La Rostelle, hieß Diana und war eine der verschwundenen Frauen.

Colette atmete nicht, sie stöhnte. Dieses Geräusch wiederum zeigte Rafugil an, dass sie begriffen hatte.

»Ja«, sagte er, »es ist Diana, eine der drei Verschwundenen…«

***

Wir waren in diesem Haus des Malers und fühlten uns nicht gerade

wie zu Hause.

Hin und wieder, wenn wir die Leuchten anders hielten und das Licht gegen unsere Gesichter fiel, hätte ein Betrachter annehmen können, es mit Zwillingen zu tun zu haben, zumindest, was den Ausdruck anging, denn der war bei Suko und mir gleich.

Er zeigte eine gewisse Skepsis. Wir sahen aus, als würden wir damit rechnen, dass jeden Augenblick etwas passierte. Dass sich die Steine zur Seite schoben, den Weg in andere Welten öffnete, um irgendwelche Monster zu entlassen.

Das geschah nicht, aber der Druck blieb, und das Wissen, den Fuß in ein Gelände zu setzen, das uns völlig unbekannt und gespickt mit Überraschungen war.

Niemand griff uns an. Das einzige Geräusch, das wir hörten, war das Rauschen des unterirdisch fließenden Wildbachs, der irgendwo wieder ans Tageslicht treten würde.

Die Luft war schlecht, abgestanden und modrig. Sie roch feucht und nach Schimmel, der an einigen Stellen der Wand als dünne Haut schimmerte.

Diese verfluchten Gänge sahen aus wie eine Falle, die sich uns öffnete. Wir waren bereits in zwei weitere hineingegangen und dabei immer wieder an eine Mauer gestoßen. Schließlich blieben wir in dem Gang, den wir am Anfang gefunden hatten.

Der Boden bestand aus unregelmäßig behauenen Steinen, die ebenfalls mit einem feuchten, grauen Film überzogen waren. Wir mussten darauf Acht geben, nicht zu stolpern und auf den glatten Flächen auszurutschen. An einigen Stellen unter der Decke hatte sich Wasser gesammelt, das nach unten tropfte und uns mehr als einmal erwischte wie ein kaltes Stück Eis.

Wir kamen uns vor wie in einem Labyrinth, und nicht jedes Wort, das wir von uns gaben, wäre in einem Mädchenpensionat gern gehört worden.

Suko blieb irgendwann stehen. Er leuchtete gegen die Decke, was allerdings auch keinen Sinn ergab. Dann schüttelte er den Kopf. »Sind wir hier gefangen, John?«

»Das glaube ich nicht.«

»Wie groß ist diese unterirdische Welt denn? Es muss doch einen Zugang zum Haus geben.«

Ich hob die Schultern. »Übersehen haben wir ihn wohl nicht - oder?«

»Dann müssten wir blind sein.«

»Geh weiter.«

»Gern.« Er grinste raubtierhaft breit und bewies mir damit, wie gern er es tatsächlich tat.

Die Geräusche nahmen ab. Ein Zeichen, dass der unterirdische Bach in eine andere Richtung floss und nicht mehr parallel dem Stollen

folgte, der dann doch ein Ende hatte, denn der zuckende Lichtstrahl unserer Lampen erfasste eine Treppe.

»Nun?«

»Du hast Recht gehabt, John.«

Die Treppe bestand aus harten Granitsteinen. Sogar ein altes Geländer gab es an der rechten Seite.

Für uns ein Beweis, dass sie auch benutzt wurde.

Suko leuchtete über die Stufen hinweg. Der Endpunkt des Strahls bildete am Ende der Treppe einen Kreis auf rissigem Holz. Dort oben befand sich eine Tür!

Mein Freund hatte heute den Humor gepachtet. »Die Tür zum Erfolg«, flüsterte er.

»Wenn du meinst.«

»Und ob ich das meine.« Er grinste. »Man muss eben immer sehr optimistisch sein.«

»Dann geh mal vor.«

Er nahm die Treppe sogar ziemlich forsch in Angriff. Verständlich, denn auch er wollte, dass wir endlich weiterkamen und nicht wie zwei tumbe Gestalten durch diese tunnelartigen Gänge irrten, in denen man Platzangst bekommen konnte.

Suko war vor der Tür stehen geblieben, drehte sich um und nickte, als er eine Hand auf eine dunkle, einfache Klinke gelegt hatte. Für mich ein Zeichen, dass die Tür nicht verschlossen war.

Erst als ich neben meinem Freund stand, drückte er die Klinke nach unten - und lauschte dem Kratzen nach, das entstand, als die Tür mit ihrer Unterkante über den Boden schrammte.

Hoffentlich war das nicht gehört worden…

Es war nicht.

Suko schob sich vor. Ich blieb in seiner unmittelbaren Nähe. Obwohl uns hier ebenfalls Dunkelheit empfing, hatten wir beide den Eindruck, neues Terrain zu betreten.

Das war der Keller.

Wir leuchteten in verschiedenen Richtungen, erhielten den Beweis. Wir sahen Kabel, die an den Wänden entlangliefen wie Bänder und an einem, Schalter endeten.

Das Licht brauchten wir nicht. Das regelmäßige Brummen, das den Raum ausfüllte, stammte nicht von einem Raubtier oder Monster, sondern von einem Generator, der das Haus mit Strom versorgte und es somit unabhängig vom normalen Leitungsnetz machte.

Der Generator stand nahe einer Wand. Gegenüber sahen wir einige staubige Regale. Dicker Staub bedeckte auch die dort liegenden Weinflaschen.

Andere Vorräte verteilten sich ebenfalls innerhalb dieses großen Raumes. Dosen und Gläser, sogar eine halb mit Kartoffeln gefüllte

Kiste war hier aufgestellt worden.
Und es gab eine zweite Tür.
Als ich sie anleuchtete, konnte ich ein triumphierendes Lächeln nicht unterdrücken.
Diesmal stand ich näher an dem neuen Ziel, erreichte die Tür als Erster und drückte die Klinke behutsam nach unten. Es entstand kaum ein Geräusch, als ich sie öffnete. Etwas Licht schimmerte uns entgegen.
Es war nicht sehr hell, aber wir konnten die Lampen ausschalten, denn die Umrisse einer weiteren Treppe waren auch so zu erkennen.
Das Licht kam von oben, wahrscheinlich aus einer Diele oder einem Raum, der daneben lag. Und darin bewegte sich eine Person, wir hörten den Klang der Schritte.
Suko nickte und lächelte zugleich. Er sah uns bereits auf der Siegerstraße.
Beide hatten wir die ganze Zeit an die verschwundenen Mädchen gedacht und auf dem Weg durch die hinter uns liegenden unterirdischen Welt nach ihnen Ausschau gehalten, aber keine Spur gefunden.
Ich stand auf der zweiten Treppenstufe, hatte bereits das rechte Bein angehoben, um die Dritte zu erreichen, als ich ein Geräusch hörte, das überhaupt nicht in die Stille passen wollte.
Es war ein völlig normales Klingeln. Da stand jemand draußen vor der Eingangstür und begehrte Einlass.
Wir erstarrten zugleich. Spannung zeichnete unsere Gesichter. Wer wollte den Maler besuchen?
Suko dachte ebenso wie ich und sprach wispernd von den beiden Männern aus dem Bistro.
»Das nehme ich auch an.«
»Willst du warten?«
»Aber ja.«
Das Klingeln wiederholte sich. Nach dem ersten Läuten waren die Schritte verstummt, eigentlich ein Zeichen dafür, dass die Person nicht öffnen wollte. Nun aber hatte sie es sich anders überlegt, setzte sich in Bewegung und gab sich auch keine Mühe, leise zu sein.
Wir konnten die Richtung heraushören und waren beide der Meinung, dass die Person auf die Eingangstür zuschritt.
Wir veränderten unseren Standort und blieben dort stehen, wo der Lichtschein kaum mehr hinreichte. Der Treppenschacht wirkte wie ein Schalltrichter, sodass alle Geräusche dort oben bis zu uns herab deutlich zu hören waren.
Wir hörten Stimmen.
Da sprachen Männer.
Zunächst waren sie nicht genau zu verstehen, aber die Besucher

gingen weiter, erreichten einen für uns günstigeren Standort, sodass wir die Stimmen jetzt besser verstanden.

Über meine Lippen huschte ein Lächeln. Suko nickte, wir hatten sie gleichzeitig erkannt.

Das waren tatsächlich die beiden Männer aus dem Bistro, die dem Haus des Malers einen Besuch abstatteten, und mit ihnen sprach eine Frau. Ich hatte noch den Namen behalten.

Das musste diese Edna sein.

Was sie allerdings sagte, verstanden wir nicht, weil unsere Position nicht so günstig war.

»Abwarten?«, hauchte Suko.

»Immer.«

Er nickte.

In den folgenden Sekunden bekamen wir mit, dass die drei Personen eine andere Richtung einschlugen und in das Zimmer gingen, das der Treppe am nächsten lag.

Wo sie sich genau aufhielten, wussten wir nicht.

»Weißt du, wen ich jetzt gern sehen würde?«, fragte Suko mich mit leiser Stimme.

»Den Maler?«

»Richtig.«

»Und weiter?«

Er hob die Schultern. »Wir müssen uns entscheiden, wer oder was wichtiger ist. Die drei Personen da oben oder der große Meister selbst. Ich habe fast den Eindruck, dass es der große Meister ist und wir dort auch Colette Mercier finden.«

Ich stimmte meinem Freund zu, hatte aber trotzdem Bedenken und sagte: »Wenn wir den Maler besuchen wollen, Suko, müssen wir an den beiden Kerlen und der Frau vorbei.«

»Glaube ich auch.«

»Sollen wir?«

»Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, Suko…«

***

Es war seltsam, aber Edna empfand nicht die geringste Angst. Sie spürte beinahe eine innerliche Fröhlichkeit, als sie den beiden Männern gegenüberstand und genau wusste, was die beiden Kerle von ihr wollten. Da brauchte sie nicht einmal Gedanken zu lesen, die sahen aus, als wären sie geschickt worden, um zu töten.

Und Edna konnte sich sogar ein Motiv vorstellen, das nicht mit ihr zusammenhing, sondern mit Colette Mercier. Im Gegensatz zu den drei anderen jungen Frauen war sie etwas Besonderes. Sie gehörte zu den Personen aus dem Dorf, die Karriere gemacht hatten, wahrscheinlich war sie sogar die Einzige, die es geschafft hatte. Dies

aber schien auf einem Weg gelaufen zu sein, den man normalerweise nicht einschlug.

Sie dachte daran, wie rücksichtslos die Hundesöhne mit ihr umgegangen waren, aber sie wusste auch, dass sie ebenfalls rücksichtslos sein konnte, auch wenn man ihr das nicht zutraute, so harmlos wie sie aussah.

Und sie versuchte, dies noch zu verstärken, indem sie sich sehr unsicher gab.

Vaduc ließ sie nicht aus den Augen. Wahrscheinlich überlegte er bereits, wie er die Frau am besten aus dem Weg schaffen konnte.

Der andere, Kirk, schaute sich um. Sein Blick war sehr wachsam. Er hatte sich so hingestellt, dass er sowohl die Tür als auch Edna im Auge behalten konnte.

Sie dachte an Colette und den Maler. Sicherlich befand sich die junge Frau bereits oben im Atelier und war somit in seiner Nähe und gleichzeitig seine Gefangene. Edna war nicht nur die Angestellte des Künstlers, sie hatte auch versprochen, ihm stets treu ergeben zu sein, und das würde sie einhalten.

Worüber andere rätselten, war für sie längst kein Geheimnis, denn sie wusste Bescheid. Aber sie hatte sich gehütet, je ein Wort darüber verlauten zu lassen. Und sie würde diese Treue auch beibehalten, denn es machte sie innerlich stark. Bisher hatten sie alle Schwierigkeiten überwunden, gemeinsam waren sie und Rafugil stark, und sie würden auch weitere Hindernisse aus dem Weg räumen, das stand fest.

Wieder schielte sie zur Decke, allerdings so, dass es selbst den wachsamen Männern nicht auffiel.

Die Töpfe hingen über ihnen. Sie bewegten sich nicht, es herrschte kein Durchzug.

Aber da hingen auch die Messer. Zwei von ihnen hatten eine besonders breite Klinge.

Mit ihnen konnten große Fleischstücke zerschnitten werden, und einmal im Monat wurden sie neu geschärft.

Wenn die fielen, dann…

Sie dachte nicht mehr weiter. Sie musste sich zwingen, ein Lächeln zu unterdrücken.

»Bon«, sagte Kirk, »wir haben lange genug gewartet, du alte Hexe. Jetzt will ich wissen, wo sich Colette befindet.«

Edna hörte gar nicht hin. Sie dachte dafür an den Mechanismus, der es ihr erlaubte, die Küchengeräte von der Decke herunterzuholen. Die Messer und Töpfe würden sich lösen, sie würden fallen, es war eine kleine technische Spielerei, weil sie nicht groß genug war und immer Mühe hatte, an die Gegenstände heranzukommen.

Der Vorgänger hatte sie einbauen lassen, und Rafugil hatte sie übernommen.

Leider befand sich der Auslöser nicht in ihrer Nähe. Sie musste zum großen Ofen hinüber. Dort konnte sie dann den Hebel ziehen, der die Gegenstände aus den Haken löste.

Auch die Messer…

Zeit gewinnen, das war alles. Edna riss sich zusammen. Durch die Nase holte sie Luft. »Es ist so«, sagte sie mit leiser Stimme. »Colette darf nichts passieren. Ich - ich kenne euch. Ihr seid gekommen, um sie zu bestrafen. Wahrscheinlich hat sie eine Dummheit begangen, für die sie nun bezahlen soll, wie?«

»Colette eine Dummheit?«

Edna wich zurück, und keiner der beiden Männer hielt sie zurück. Sie nickte dabei noch heftig. »Ja, eine Dummheit, aber die macht jeder mal in seinem Leben, das müsst ihr verstehen!«

Kirk schüttelte den Kopf. »Worauf willst du hinaus, Alte?«

Noch einen Schritt. Jetzt stand sie am Herd. Ihr Rücken berührte den Handlauf, der den Ofen umgab. »Ich - ich kann mir vorstellen, dass ihr sie entführen und auch umbringen wollt. Deshalb seid ihr gekommen…«

Die beiden schauten sich an. Vaduc hatte die Brauen gerunzelt, und er war es, der zuerst lachte. Er riss dabei den Mund auf und stieß ein widerliches Gelächter aus, das mehr einem Glucksen als einem normalen Lachen glich.

»Die Alte ist verrückt!«, sagte er.

Kirk nickte.

Edna regte sich künstlich auf und sprach in die Worte der beiden hinein. »Wieso bin ich verrückt? Es gibt nur die eine Möglichkeit. Freunde seid ihr bestimmt nicht. Ihr wollt die Ruhe hier stören, ihr wollt sie holen und sie töten.«

»Halt dein Maul!« Jetzt verlor auch Kirk die Nerven und fuhr sie zischend an.

Die Frau schwieg erschrocken. Jedenfalls tat sie so und war stolz auf ihre schauspielerische Leistung. Auf ihre Bewegungen achteten die beiden Männer nicht. Sie sahen auch nicht, wie sie ihre Hand immer weiter auf die Wand zu bewegte. Innerlich bebte sie und hoffte, dass die beiden Hundesöhne auf ihren Bluff hereinfielen.

Kirk redete auch weiter. »Du bist auf dem falschen Dampfer, Alte!«, erklärte er. »Wir wollen deinem Schützling nichts tun.«

»Ihr lügt!«

»Rede hier keinen Bockmist. Colette kennt uns, wir sind mit ihr verabredet gewesen. Und zwar in Gustaves Bistro. Sie aber hat uns versetzt. Dann erfuhren wir von dem Patron, wo sie hingegangen ist. Und jetzt wollen wir mit ihr reden, denn es geht um verdammt große und schwierige Probleme. Ich will dir noch etwas sagen, Alte, falls es dich beruhigt. Colette ist so etwas wie unsere Chefin, kapiert?«

Ja, sie hatte begriffen, aber sie tat, als wäre sie völlig von der Rolle und müsste erst nachdenken.

»Also eure Chefin soll sie sein? Ihr seid doch Verbrecher.«

Kirk grinste breit. »Geschäftsleute sind wir.«

»Na und?«

»Das ist nicht das Gleiche.«

Edna wischte mit der linken Hand über ihre Stirn, so lenkte sie die beiden von der Rechten ab.

Aber jetzt verloren die Männer endgültig die Geduld. Es war Vaduc, der seine Schultern vorschob, eine Geste der Entschlossenheit, dass er nicht mehr gewillt war, sich den Unsinn der Alten noch länger anzuhören.

Er wollte handeln.

Edna sah ihre Felle davonschwimmen. »Nein, nicht. Okay, ihr habt ja Recht. Es war nur - es war nur so überraschend für mich.«

»Das ist ja jetzt vorbei!«

»Ja, ich glaube.« Sie schrak zusammen, als sie das Quietschen hörte, das entstand, als ihre Hand über den metallischen Handlauf glitt. Aber sie konnte jetzt die Wand erreichen und auch den kleinen Hebel, der vorstand, aber normalerweise in Deckung des Herdes lag.

Noch stand Vaduc günstig. Er tat ihr sogar den Gefallen, sich umzudrehen und seinen Kumpan anzuschauen.

Beweg dich nicht!, betete Edna. Verdammt, beweg dich nicht! Dann bist du dran!

Sie drückte den Hebel nach unten.

Über Vaducs Kopf erklang ein leises Klingeln. Eine tödliche Melodie, die nur ihm galt, denn Kirk stand zu weit weg. Er schaute hoch.

Er dachte an nichts Böses. Aber die Töpfe kippten. Auch die Messer.

Sie waren die Ersten und rasten wie Blitzstrahlen auf den bösartigen Killer zu…

***

Wo war das Loch im Boden, in das sie hineinrutschen konnte? Wann öffnete sich die Klappe, damit der darunter liegende Abgrund sie endlich verschlang?

Nichts davon geschah.

Sie blieb stehen, sie war zu einer Säule geworden, sie erlebte den Schrecken pur, aber sie war nicht mehr in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

Das Grauen und die Erkenntnis hatten sie so wuchtig getroffen, als hätte der Satan persönlich einen im Höllenfeuer gestählten Hammer geholt, um auf sie einzuschlagen.

Es war furchtbar…

Ihre Knie gaben nach, die Kehle trocknete aus wie ein Wasserloch in

der Wüste, und sie schaffte es nicht, den Blick von diesem makabren Gemälde zu wenden, dessen Mittelpunkt eine der verschwundenen Frauen bildete, umgeben von zahlreichen Farbspiralen, die sie irgendwie festzuhalten schienen.

Der Maler hatte etwas damit zu tun. Er hatte Diana gemalt, er hatte sie also gesehen, folglich wusste er auch mehr über sie. Wahrscheinlich kannte er ihren Aufenthaltsort oder ihr Grab.

Rafugil ließ sie in Ruhe. Er wartete ab und tat auch nichts, als sich Colette Mercier bewegte.

Bisher hatte sie sich auf ein Bild konzentriert, aber es waren noch drei andere vorhanden, und das Letzte erschien ihr im Vergleich zu den Übrigen unvollendet.

Da fehlte jemand.

Der Mittelpunkt, die Person, die Frau…

Was danach durch ihren Kopf schoss, verdrängte sie so gut wie möglich und merkte kaum, dass sie sich in Bewegung setzte und mit stockenden Schritten nach rechts ging, weil sie sich das zweite Bild anschauen wollte. Sie kannte auch die Namen der anderen beiden Verschwundenen.

Manon und Valerie…

Zuerst Manon.

Schwarzhaarig, im Gegensatz zu Diana, die braunrotes Haar hatte, das kurz geschnitten war.

Im Prinzip zeigten die beiden anderen Bilder die gleichen Motive. Auch wenn die Farben sich etwas verändert hatten. Bei Manon waren sie heller geworden, tendierten ins Gelbe, und deshalb war dieses schwarzhaarige Mädchen in der Mitte des großen Gemäldes auch so überdeutlich zu erkennen.

Manon lag.

Wie hingestreckt wirkte sie. Oder wie gefällt, dachte Colette und erschrak über den eigenen Gedanken.

Manon lag auf dem Rücken, den Kopf ein wenig erhoben und zum Betrachter hingedreht. Das Gesicht hatte der Künstler haargenau nachgezeichnet. Manon sah aus, als würde sie schlafen. Selbst die beiden Grübchen in den Wangen waren zu erkennen.

Colette floss ein Schauer über den Rücken, der mittlerweile schweißnass war.

»Du kannst dir auch das dritte Bild anschauen und das Vierte ebenfalls!«, hörte sie Rafugil sagen.

Sie nahm die Stimme kaum zur Kenntnis, ging aber weiter. Zwischen den einzelnen Lichtspots lastete die Finsternis dick wie ein Tuch. Colette hatte das Gefühl, als müsste sie sie jedes Mal zur Seite schieben, um weitergehen zu können.

Vor dem dritten Bild blieb sie stehen. Im Hintergrund lauerte noch

immer der Maler. Es bereitete ihm Freude, den Schrecken und die Angst der Betrachterin zu erleben.

Alle drei Bilder standen auf großen Staffeleien, und sie mussten es auch sein, um die mächtigen Gemälde zu halten.

Ihre Knie zitterten noch stärker, als sie vor dem letzten Bild stoppte. Sie sah Valerie, die Jüngste, die Blonde mit den langen Haaren, die wie eine Flut den Kopf umgaben und erst auf dem Rücken allmählich ausliefen.

Valerie stach aus dem Bild am stärksten hervor, allein weil sie eine so blasse Haut hatte.

Sie trug ein langes Kleid und sah darin so unschuldig aus. Der Mund war sogar zu einem Lächeln verzogen, einen Arm hatte sie ausgestreckt, und in diesem Kleid sah sie so aus wie ein Mädchen, das über eine Maiwiese läuft, um Blumen zu pflücken.

Auch sie war hervorragend getroffen worden.

»Du kannst noch weitergehen, Colette.«

»Ja…« Sie hörte sich sprechen und hatte das Gefühl, es würde ein Roboter reden.

Sie brauchte nur ein paar Schritte, um das neue Ziel zu erreichen. Dann blieb sie stehen.

Das Bild war noch nicht vollendet. Es fehlte genau das Zentrum, der Mittelteil.

Um diese leere Fläche herum gruppierten sich die Farben. Bei ihnen dominierte keine. Rot, grün, blau und auch ein schmutziges Weiß flossen ineinander und bildeten Linien, Streifen und Kreise, die ineinander verschlungen waren.

Plötzlich machte ihr die weiße Leinwand in der Mitte Angst. Colette wusste genau, dass sie dort gemalt werden sollte. Für sie war das vierte Bild bestimmt.

Obwohl nicht einmal eine Minute vorbei war, hatte sie das Gefühl, dass Stunden vergangen wären.

Der kalte Schauer blieb auf ihrem Rücken, gleichzeitig hatte sich ihr Blut erhitzt und trieb ihr den Schweiß aus den Poren, aber sie traute sich nicht, die Hand zu heben und sich die Schweißperlen vom Gesicht zu wischen.

Hinter ihr bewegte sich der Maler. Sie hörte seine schleifenden Schritte.

»Nun?«

»Ja«, sagte sie und nickte dabei. »Ich, weiß, weshalb Sie die Fläche nicht bemalt haben.«

»Noch nicht!«, flüsterte er gegen ihren Nacken. »Ich habe sie noch nicht bemalt, weil mir eine vierte Person fehlte. Und das bist du, meine Freundin.«

Colette wünschte sich noch weiter weg. Stattdessen stand sie auf der

Stelle, lauschte ihren Gedanken nach, die durch ihr Hirn rasten, und versuchte, Zeit zu schinden. »Warum vier?«, fragte sie flüsternd. »Warum ausgerechnet vier Bilder?«

»Es gibt vier Himmelsrichtungen, es gibt vier Elemente, für jedes eine, meine Liebe.«

»Was eine?«

»Eine Opfergabe!«

Diese Antwort ließ sie noch mehr erstarren. Sie kam ihr so verflucht endgültig vor, denn sie hätte einen anderen Begriff erwartet. Modell, aber nicht Opfergabe.

Was sollte sie sagen?

»Erschreckt?«

Sie nickte.

Er berührte sie an den Schultern und ließ seine Hände darauf liegen. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich habe nur die dunklen Seiten der Seele und die der Welt hervorgeholt. Ich habe andere Räume gezeichnet, ich habe den Wirrwarr erschaffen, der nicht jedem zugänglich ist. Ich bin derjenige, der…«

»Hören Sie auf, Rafugil. Ich weiß, dass Sie ein besonderer Künstler sind. Sie haben diese Frauen so echt gemalt, so verdammt echt. Sie haben Ihnen Modell gestanden, man sucht sie, die Frauen sind verschwunden. Die Polizei hat keine Spur von ihnen entdecken können. Sagen Sie mir, wo Sie die Mädchen versteckt halten.«

Sie hatte sich nicht getraut, den Begriff Leichen zu verwenden. Vielleicht lebten sie ja noch, vielleicht waren sie einfach weggelaufen oder hausten in einem anderen Kellerraum dieses Hauses bei Wasser und Brot. Ihr fielen die verrücktesten Dinge ein.

»Bist du wirklich so naiv, Colette?«

»Was heißt das?«

»Nicht versteckt halten. Ich halte sie nicht versteckt. Ich habe sie auch nicht gemalt.«

»Das kann ich nicht glauben, sie sehen so echt aus.« Colette verkrampfte sich, denn sie hörte, wie sich der Mann hinter ihr bewegte. Dann erreichte seine Stimme ihr Ohr. Er musste den Mund sehr nahe herangebracht haben, und wie unter Zwang drehte sie den Kopf.

Sie sah seinen Mund, einen Teil der Zähne - und sie sah die beiden spitzen Hauer.

Mein Gott, er ist ein Vampir!, schoss es wie ein Blitzstrahl durch ihr Hirn. Plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen. Sie wollte einfach nicht glauben, was sie da sah, aber er war Realität.

»Sie sind echt!«, wisperte er. »Ihre Körper sind Teil dieser Bilder geworden, aber erst später, liebe Colette. Erst als ich ihnen das Blut ausgesaugt hatte…«

***

Es durchfuhr Colette Mercier wie ein Stromstoß. Sie hatte plötzlich das Gefühl, von einer Hitzewelle erfasst zu sein, die bis in ihren Schädel raste, als wollte sie die Kopfhaut wegsprengen.

Furchtbare Dinge schossen ihr durch den Schädel, sie dachte an die Geschichten und Filme, die sie über Blutsauger gehört und gesehen hatte. Aber das war alles erzählt oder gespielt worden.

Und doch rechnete sie damit, dass dieser Mann nicht log. Er hatte es nicht nötig, er war nicht nur ein Maler, er gehörte auch zu den Blutsaugern.

Himmel, das…

Etwas zuckte in ihr. Es war eine natürliche Reaktion, die sich Bahn verschaffte.

Schreien!

Sie musste schreien, ihre Not hinausbrüllen. Vielleicht hörte man ihren Hilferuf, da waren schließlich Besucher gekommen, die möglicherweise verhindern konnten, dass sich der Vampir auf sie stürzte und ihr das Blut aussaugte.

Er hatte es geahnt, und er handelte.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie den Schatten vor ihrem Gesicht, dann wurde aus dem Schatten eine breite Hand, die sich hart auf ihren Mund presste.

Der Schrei erstickte schon im Ansatz, und nicht einmal ein dumpfes Röcheln war zu hören.

Sie hing fest.

Colette trat nach hinten, sie erwischte auch die Beine des Unheimlichen, aber Rafugil besaß Kräfte, die denen eines Menschen über waren, und er spürte keine Schmerzen.

Er hielt sie im Griff, er zerrte sie zur Seite, ohne dass sie etwas dagegen unternehmen konnte.

Sie kam sich vor wie ein Zwerg, er aber war der Riese, der große, wuchtige Kerl, dem sie nichts entgegenzusetzen hatte.

Viel hatte sie nicht von Rafugils Atelier sehen können. Zwar hielt sie die Augen weit geöffnet, aber sie bekam kaum mit, dass sie auf das breite Fenster zugeschleift wurde, nicht, um durch die Scheibe gestoßen zu werden, nein, der Maler hatte etwas anderes vor, er drückte sie nach unten.

Auf dem Boden landete sie nicht. Etwas gab weich unter ihr nach, die Polster eines Sofas.

Auf ihm sank sie nieder.

Er packte zu und drückte ihren Kopf auf die weiche Lehne.

Noch immer hatte er ihr nicht gestattet, Luft zu holen. Nach wie vor lag seine Klaue schwer wie Blei auf ihrem Mund. Wenn sie nicht bald Luft holte, würde sie elendig ersticken.

Für einen Moment löste er den harten Griff.

Schreien konnte sie nicht, sie schnappte nur nach Luft, und die unmittelbare Umgebung klärte sich.

Sehr deutlich sah sie sein Gesicht. Obwohl es menschliche Züge aufwies, war es ihrer Meinung nach nicht mehr als eine widerliche Fratze, die sich über sie senkte.

Die sich veränderte.

Er öffnete den Mund. Dann sah sie die Zähne. Mein Gott, die…

Er drückte ihren Kopf zur Seite, griff brutal in ihr Haar, zerrte daran, damit sich die Haut am Hals spannte und straff vor ihm lag. So straff, dass sich die Adern darunter abzeichneten.

Wunderbar und sehr gut zu sehen.

Er senkte seinen Kopf.

Jetzt war es passiert, jetzt…

Colette spürte den Schmerz. Sie hatte das Gefühl, von einer Spritze erwischt worden zu sein, aber es waren die Zähne des Blutsaugers, die sich in die weiche, weiße Haut bohrten.

Und dann saugte er.

Er schlürfte dabei, er stöhnte, es war für ihn ein Genuss, ein Erlebnis, pure Erotik.

Sie lag da und rührte sich nicht.

Aber Colette bekam mit, was er mit ihr anstellte. Das Blut floss aus ihren Adern und in den Mund des Vampirs, der es schluckte, sich daran labte und seine dämonischen Kräfte regenerierte.

Der Schmerz war nur für einen Moment vorhanden gewesen, jetzt überkam Colette ein völlig anderes Gefühl.

Eine Welle schwappte heran und schwemmte ihre natürlichen Empfindungen weg. Die Realität versank hinter dem Horizont wie sonst die Sonne. Dafür schoben sich die Boten einer anderen Welt näher.

Es waren die Schwingen der Finsternis. Die andere Seite hatte die Oberhand gewonnen.

Der Tunnel der bösen Gedanken, das Grauen, die Welt der Schattenwesen.

Und während sich eine Etage tiefer ein weiteres Drama abspielte, trank Rafugil das Blut der jungen Frau, um endlich sein letztes Bild fertig stellen zu können…

***ENDE des ersten Teils***